

1. Adventssonntag 2009 – Lesejahr C

„Zu Dir, Herr, erhebe ich meine Seele“

Liebe Schwestern und Brüder,

das erste Wort, mit dem die Liturgie den Advent begrüßt, finden wir im Eröffnungsvers dieser Messe: „Zu Dir, Herr, erhebe ich meine Seele. Mein Gott, Dir vertraue ich.“ Wenn ich die Melodieführung der Gregorianik recht verstehe, die diesen Vers singt, dann kann ich mir vorstellen, bei den ersten Worten die Arme ganz weit nach oben zu werfen: „Zu Dir, Herr!“ Klingt das nicht etwas zu schön, besteht nicht die Gefahr, dass es zu kitschig wirkt – und von Kitsch haben wir im Advent doch wirklich genug?!

Nein, es geht nicht um süße Romantik – im Gegenteil. Damit würden wir den Advent, wie er gemeint ist und von der Kirche gefeiert wird, verkennen. Im Tagesgebet, dem zweiten Wort, das die Liturgie im Advent spricht, heißt es: „Du, Gott, schenkst das Wollen. Hilf uns, dass wir uns durch Taten der Liebe auf die Ankunft Christi vorbereiten“. Das ist doch eigenartig, das klingt etwas anders: Muss Gott mir selbst das Wollen schenken, damit ich Seinem Ankommen in meinem Leben und der Welt Platz einräume?

Wenn ich auf die heutigen Lesungen und vor allem das Evangelium schaue, dann fällt mir auf, dass da von den Gläubigen viel abverlangt wird. Vor allem: Durchhalten! Das kann an die Substanz gehen. Mehr noch: Da gibt es Situationen, da ist es mir einfach zuviel, da weiß ich nicht mehr, was ich vom Herrn halten soll. So sagt es auch der Eingangsvers, der so weitergeht: „Lass mich nicht scheitern, lass meine Feinde nicht triumphieren! Denn niemand, der auf Dich hofft, wird zuschanden“. Das ist wirklich ein Schrei in die Dunkelheit.

Einige unserer schönsten Adventslieder sind dafür ebenfalls Zeugen: „O Heiland, reiße die Himmel auf“ – der Jesuit Friedrich von Spee schreibt es 1622 mitten im Dreißigjährigen Krieg und tief erschüttert vom Leid der Frauen, die als Hexen angeklagt waren: „Wo bleibst Du?“, schreit er!

„Macht hoch die Tür“ stammt aus der gleichen Zeit – wenn es doch möglich wäre, dass wir endlich keine Angst mehr haben müssten und Dem unsere Türen öffnen könnten, der es gut mir uns meint! „Komm, o mein Heiland“ – es ist nicht zu verstehen, dass Er zögert!

„Wachet auf“, hat Philipp Nicolai mitten in der Pest geschrieben. Sein Pfarrhaus grenzte an den Friedhof. Er sah die Not und begleitete die Leidenden, täglich. „Gloria sei Dir gesungen“ – gerne, wenn ich es nur formulieren könnte, wenn es mir aus dem Mund käme! Jochen Klepper schließlich schreibt 1938 „Die Nacht ist vorgedrungen“ – und was für eine! Er war mit einer jüdischen Frau verheiratet und sah bald keinen Ausweg mehr, als mit ihr den Freitod zu wählen, um dieser Nacht zu entkommen.

Mir ist bewusst, dass so manche unter uns sind, die einiges zu tragen haben, die Gott sehr ernste Fragen stellen würden, hätten sie die Gewissheit, dass Er sie hört. So werde auch ich selbst immer wieder an die Grenzen geführt, an die Grenzen meines Glaubens.

Ich empfinde es als tröstlich, dass die Liturgie darum weiß – anders als der welt- und lebensferne Rummel um uns herum. Ich bin eingeladen, trotz allem die Arme nach oben zu werfen und vielleicht gegen mein momentanes Empfinden mit dem Eingangsvers der Messe zu beten: „denn niemand, der auf Dich hofft, wird zuschanden“. Ja, bitte, Herr, schenke uns dieses Vertrauen und schenke uns das Wollen, dass wir Dir den Weg bereiten: in die Dunkelheit unserer Welt, in die Glaubenskrise unserer Kirche, in die Zweifel meiner Seele.

Ich vertraue darauf, dass Gott einen Weg findet, wenn ich Ihn darum bitte, und dass ER diesen Weg in mir selbst bahnt. Ich vertraue darauf, dass – wie es im Evangelium heißt – unsere Erlösung nahe ist. Und ich vertraue darauf, dass ich an Weihnachten staunen werde.

Bitte, gib, dass ich will. Amen.

2. Adventssonntag Lesejahr C – 2009

Gott will heute ankommen

Liebe Schwestern und Brüder,

wodurch zeichnet sich Ihr Advent aus? Wie haben Sie die erste Woche verbracht? Ich frage in dieser Weise, weil uns die heutigen Lesungen einen Hinweis geben, was Advent für uns bedeuten kann.

Zuerst hörten wir von einer Verheißung, einer Prophezeiung: Der Prophet Baruch verkündet sie einer traurigen und hoffnungslosen Bevölkerung in Jerusalem. Wie soll es weitergehen? Früher war alles besser, heute ist keine Perspektive da. So kann wohl die vorherrschende Stimmungslage beschrieben werden. „Leg ab das Kleid der Trauer; schau hin, freu Dich; Hügel werden sich senken, Täler wieder zu ebenem Land, so dass ihr unter Gottes Schutz sicher dahinziehen könnt.“

Im Evangelium wird diese Verheißung konkret: Es wird ein geschichtlicher Ort beschrieben ein konkretes Datum benannt, handelnde Personen, die Größen der damaligen Zeit. Dort hinein wird ein völlig unscheinbarer Mann gesandt, in die Wüste. Er soll verkünden, dass jetzt in Erfüllung geht, was verheißен wurde. Johannes tut dies, indem er zur Umkehr aufruft, um Vergebung zu erlangen – Vergebung auch dafür, Gott nicht vertraut zu haben, immer wieder daran gezweifelt zu haben, dass ER seine Versprechen hält, dass ER Interesse hat an seinem Volk, am Einzelnen. „Bereitet euch vor, der Herr kommt selbst, hier und jetzt, in dieser geschichtlichen Stunde, unter diesem konkreten Kaiser, diesem konkreten Statthalter.

Was hat das mit Advent zu tun? Sehr viel! Ja diese biblische Sicht kann uns dabei helfen, dem Advent seine entscheidende Färbung zu geben.

Zunächst geht es um die Verheißung. Die ist uns nicht fremd, sonst wären wir ja gar nicht hier in dieser Kirche. Manche haben die Erfahrung gemacht, dass der Glaube hilft, dass es gut tut, über uns einen Gott zu wissen. Andere erhoffen es sich zumindest, wollen Gott eine Chance geben, dass es so sein möge. Es ist eine Sehnsucht danach da, dass alles irgendwie gut wird, dass Gott sich kümmern möge, dass Er lenkt. Das glauben wir doch, das hoffen wir doch! Das sind Verheißungen. Doch wo hinein werden sie gesprochen? Beim Propheten Baruch ist es die Hoffungslosigkeit der Exilszeit. Und bei uns? Den einen plagen familiäre Sorgen, Beziehungsprobleme; einem anderen fehlt die Perspektive, wie es weitergehen kann; wieder ein anderer sorgt sich um die Gesundheit, sei es die eigene, sei es die eines lieben Menschen; ein anderer fühlt sich überflüssig, da keine Arbeit da ist – wiederum ein anderer weiß vor lauter Arbeit gar nicht mehr, wie er Luft zum Atmen findet, geschweige denn Lebensfreude. Dann steht jemand vor einer Veränderung und weiß nicht, wie sie zu meistern ist. Dann, überhaupt nicht zu übersehen: das Trübsalblasen in unserer Kirche! Dabei übersehen wir: es ist Seine Kirche, nicht unsere, Er wirkt durch die Zeichen der Zeit.

Es wird alles gut – ja, das ist so ein Trostwort, das uns immer wieder auch sehr billig vorkommen kann!

Schauen wir jetzt das Evangelium an. Wenn ich es ernst nehme und das bedeutet, nicht als fromme Erzählung aus fernen Tagen, dann heißt das doch: es wendet ich an uns, an mich heute. In gewissem Sinne muss ich dann gedanklich umformulieren: Mit den Namen der heute Regierenden und Herrschenden, in Politik, Wirtschaft, Kirche, erfüllt sich, was Gott mir verheißен hat. Er lässt mir zurufen: bereite mir den Weg, kehre um von Deinem Misstrauen und Kleinglauben, lass mich doch bei Dir ankommen!

Gott will ankommen, das ist Advent. Und das nicht erst an einem fernen Tag, irgendwann einmal am Ende. Nein! Frohe Botschaft heißt doch: hier und jetzt ist Gott am Handeln. Dabei kommt es ganz entscheidend darauf an, ob ich ihn handeln lasse, ob wir Menschen es zulassen, dass Gott sich uns nähert. Damals haben viele Menschen Jesus nicht an sich heran gelassen und er konnte wegen ihres Unglaubens nichts tun. Und wie sieht das heute aus bei mir?

Die Botschaft des Advent ist: Gott will ankommen – bei Dir. Schau an, was Dich an Seine Verheißung nicht mehr glauben lässt und habe den Mut, Ihm neu zu vertrauen. Vielleicht muss ich mich dafür auch in eine Wüste begeben – nicht einfach ein öder Ort, sondern gerade durch die mangelnde Ablenkung der Ort der Gottesbegegnung schlechthin! Könnte sich mein Advent in diesem Jahr durch eine solche Haltung auszeichnen? Amen.

Erntedank der Winzer 6.12.2009 Kloster Eberbach

Liebe Schwestern und Brüder,

„Yes, we can“ – vor einem guten Jahr waren nicht nur die US-Amerikaner fasziniert. Was war geschehen? In all dem, was Wahlkampf sonst so durchschaubar und abstoßend macht – hier wurden andere Saiten angeschlagen. Den Menschen wurde eine Vision geboten, eine Vision, die uns etwas zutraut: wir können es – was auch immer!

Visionen können wie Leuchttürme sein, die in stürmischer See oder dunkler Nacht Orientierung bieten. Sie sprechen davon, dass es mehr gibt als das, was uns jetzt bedrängt und ängstigt.

Von einer Vision hörten wir auch in der Lesung aus dem Buch des Propheten Jesaja (25): In einer Zeit des Niedergangs, der Depression, in einer Zeit, in der früherer Glanz nicht mehr war als eine ferne Ahnung, verkündet der Prophet: Jerusalem wird Zielort vieler Völker werden und was für ein Fest das sein wird, ein Festmahl mit feinsten Speisen und erlesenen Weinen, wie bei einem Hochzeitsmahl, das man sich nicht schöner ausmalen kann. Aber das Entscheidende dieser Vision: Gott selbst ist in der Mitte, so nah, dass Er die Tränen aus dem Gesicht des Menschen wischen wird – was für ein Zeichen wirklicher Nähe! Darin wird ahnbar, dass auch Gott eine Vision vom Menschen hat, eines Menschen, dem Er sich nahen kann.

Aber Visionen allein reichen dauerhaft nicht aus. Da müssen immer wieder Personen, Menschen dazukommen, die diese Vision verkörpern, die deutlich machen: Diese Vision ist nichts Utopisches, wir bekommen davon mehr als nur einen Zipfel zu fassen.

Diese Abtei, dieser Kirchenraum ist Stein gewordene Vision. Angestoßen durch eine glühende Leidenschaft des Hl. Bernhard. Nicht „Yes, we can“, sondern eher „Deus, Deus meus, ad te de luce vigilio“, Gott, Du mein Gott, Dich suche ich“. Gott lässt sich finden, das Himmlische Jerusalem ist jetzt schon betretbar, die Klosterbauten sind Hinweis darauf. Festmähler in unserem Sinne wurden hier gewiss nicht gehalten – aber das Entscheidende wurde fassbar: Gott wischt die Tränen ab. In der Gemeinschaft der Brüder, in den Gottesdiensten, dem Tagesablauf – ER ist da und dennoch fehlt etwas. Das Festmahl des Jesaja konnte noch nicht beginnen. Wie viele Menschen ließen sich durch Bernhard locken – wie wurde unser Rheingau durch die Leidenschaft der Mönche geprägt, bis heute.

Heute feiern wir den Gedenktag des Hl. Bischofs Nikolaus. Erfreulich, wie sich seit einigen Jahren mehr und mehr eine Initiative durchzusetzen beginnt, die den „wahren“ Nikolaus retten, ihn von seiner Weihnachtsmann-Kostümierung befreien will. Der wahre Nikolaus, natürlich wissen wir kaum noch, wer er geschichtlich gewesen ist. Aber durch den Nebel der Legenden und der Vergangenheit wird doch der Glanz einer Gestalt ahnbar. Nikolaus war einer der ersten, die als Heilige verehrt wurden, ohne Märtyrer zu sein. In der Zeit des Friedens zwischen Staat und Kirche, als es nicht mehr um das Blutzeugnis ging, brauchte es neue Vorbilder, Menschen, die die Vision Gottes vom Menschen durch ihr Leben bezeugten. Nikolaus hat sich eingepreßt als der Mensch, der hilft. Seine Wunder bestanden nicht in Heldentaten, sondern in der gleich bleibenden Liebe des Alltags. Wunder mögen auch von Dämonen zu fabrizieren sein, sie sind zweideutig. Ganz und gar eindeutig aber, wobei jeder Betrug ausgeschlossen wird, ist: ein Leben lang gut sein, den Glauben leben, die Liebe bewahren.

Die Vision Gottes vom Menschen, bezeugt wird sie von solchen Gestalten wie Bernhard, Nikolaus – bis heute! Es ist die Vision vom Menschen, der weiß, was er ist, weil er bekommt, was er braucht. Die Antwort darauf kann nur Dank sein. Wobei der Dank sich vielfältig ausdrücken kann.

Hier und heute, im Kloster des Hl. Bernhard am Tag des Hl. Nikolaus drücken die Winzer ihren Dank aus – mit dem, was sie erarbeitet haben, und noch viel mehr mit dem, was ihnen selbst geschenkt wurde: denn Sonne, gute Erde, gedeihliches Wetter, da ist nichts zu machen!

Der Wein spielt in der Vision Gottes vom Menschen eine wichtige Rolle, wir hörten davon bei Jesaja: er verkörpert das „Mehr“ über das Lebensnotwendige hinaus, die Freude, den Überschwang.

In all dem, was der Wein auch als Wirtschaftsfaktor bedeutet, so müssen wir uns doch gegenseitig helfen, um nicht zu vergessen – und dies wird heute zum 50. Mal getan! – was das Werk des Menschen sein kann: Mitarbeit an der Vision Gottes, dass der Mensch zu sich findet und damit zu seinem Gott. Denn auch wenn „Wein das Herz des Menschen erfreut“, satt wird es nur bei Gott. Daran mitzuarbeiten – „Yes, we can!“ Amen.

4. Adventssonntag 2009 – Lesejahr C

Singen können

Liebe Schwestern und Brüder,

am liebsten fortlaufen, weg, egal wohin. Es gibt Situationen, da kann es uns so gehen: am liebsten weg! Es lässt sich über die Verkündigungsszene an Maria gewiss viel Frommes und Erbauliches sagen. Aber ohne viel Phantasie können wir uns doch vorstellen, dass für Maria erst einmal alles durcheinander geriet. Das Lukasevangelium gibt davon etwas preis: „Nach einigen Tagen“, heißt es da – gemeint ist nach dem Besuch des Engels – „machte sich Maria auf den Weg und eilt“. Maria geht nicht, sie wandert nicht, sie eilt! Ziel ihres Eilens ist ihre Verwandte Elisabeth. Der Engel sagte ihr ja, dass auch Elisabeth trotz ihres Alters schwanger geworden sei – dass an ihr also auch etwas Ungewöhnliches passiert ist.

Maria braucht eine Gesprächspartnerin, eine, die sie das Unglaubliche erzählen kann, eine, die ihr die Angst nimmt.

Was Lukas dann in wenigen Sätzen schildert ist eine bewegende Begegnung zweier Frauen, die eine besondere Erfahrung gemacht haben. Einfach Worte reichen nicht, sie singen einander zu, ihr ganzer Leib, ihre Seele singen, jubeln. Jetzt kann Maria endlich das Magnifikat formulieren. In allem, was der Herr ihr zumutet – und noch zumuten wird – weiß sie sich doch in Gottes Hand.

Am liebsten fortlaufen: Ja, ich kenne diesen Impuls, von mir und auch von anderen. Aber im Grunde geht es bei diesem Wunsch darum, nicht fort-, sondern hinzulaufen, zu jemandem, der nicht nur umarmt, sondern der versteht, ja mehr noch: Dieser Jemand bringt es fertig, dass ich meine Lebensmelodie wieder oder erstmals singen kann; dass ich vertraue, auch wenn ich nicht verstehe; dass ich einverstanden bin, auch wenn ich Angst habe.

„Zu Dir, Herr, erhebe ich meine Seele“, so starteten wir mit dem Eröffnungsvers des 1. Adventssonntages in den Advent. Zu Dir erhebe ich sie in aller Klage, Angst, allem Zweifel. Der Advent hat uns dazu eingeladen, in all dem, was an Bergen oder Klüften unsere Seele beschwert, dem Herrn den Weg zu bereiten. Dazu gehört nichts Großartiges, eher die Aufmerksamkeit gegenüber dem Alltäglichen.

Jetzt, am 4. Adventssonntag, wird im Hinblick auf unsere Vorbereitung auf das Fest noch einmal ein entscheidender Hinweis gegeben – ich möchte nicht sagen, dass etwas „verlangt“ wird, denn das kann nicht verlangt werden: aus der Tiefe meines Herzens, meiner Freude, meiner Trauer, meines Zweifels und meiner Verzweiflung das Lied aufsteigen zu lassen, das Gott groß sein lässt.

Maria wurde durch Elisabeth dazu ermuntert, nein: im wahrsten Sinne des Wortes dazu „inspiriert“, der Geist Gottes konnte in ihr wirken.

Hier sehe ich den tiefsten Sinn der Mitmenschlichkeit und der Nächstenliebe verwirklicht, die Hilfe zum Leben, die wir einander schenken können: einander zu helfen, Gott zu loben. Dies verlangt allerdings, mich wirklich auf den anderen einzulassen, ihm wirklich zuzuhören.

Ich halte es nicht für einen Zufall – oder wenn, dann im wahrsten Sinne des Wortes: es fällt uns zu! – dass das heutige Tagesgebet gleichzeitig das Gebet ist, das das ganze Jahr hindurch dreimal täglich gebetet wird. Es ist das Abschlussgebet des „Engel des Herrn“. Dreimal am Tag werden wir durch das Glockengeläut daran erinnert, die Dinge, die mir zufallen, als etwas zu betrachten, wodurch sich mir Gott auf irgendeine Weise offenbart. Als Christen sind wir dabei nicht allein auf dem Weg.

Was wäre, wenn wir anfangen wegzulaufen: weg von all dem oberflächlichen Gerede, dem Smalltalk oder dem Reden über Dritte – und hinlaufen würden zu unserem Leben – zum Singen.

Der Advent wäre nicht mehr nur im Dezember – und Bethlehem ganz nah. Amen.

Heilige Nacht 2009

Der Retter

Liebe Schwestern und Brüder,

„heute ist euch der Retter geboren“ – ist das nicht etwas übertrieben? Gewiss, wir feiern Weihnachten und da werden große Worte gemacht, meist viel zu viele, wir nehmen sie schon gar nicht mehr ernst. Aber geht die Weihnachtsbotschaft hier nicht mit schlechtem Beispiel voran?

Denn beim Wort „Retter“ geht es uns schon darum, dass es erfüllt, was es meint: Rettungswagen, Rettungssanitäter, Lebensretter, Rettungsplan. Wo die zum Einsatz kommen, steht viel auf dem Spiel. Da geht's ums Leben, ums Überleben, darum, dass Not abgewendet wird.

„Heute ist euch der Retter geboren“. Muss man es vielleicht erklären aus der Zeit heraus? „In jenen Tagen erließ Kaiser Augustus den Befehl“ – Augustus trug den Titel „Retter“, etwas überspannt, wie so viele, die groß sind oder „gernegroß“. Zur damaligen Zeit musste ein Retter Frieden bringen. Augustus tat's wirklich, Menschen konnten ohne Kriegslärm leben. Und dieses Kind ist auch solch ein Retter? Na ja, „gut gemeint“, könnten wir zur Entschuldigung sagen.

Schön ist es auf jeden Fall, Weihnachten zu feiern. Ein paar Tage Verzauberung. Wir Menschen brauchen das, die Illusion davon, dass alles – oder vieles – anders sein könnte. Und die Kinder brauchen es, als Polster, als Notreserve für's Erwachsenensein.

Ist es das? Eine große Illusion? Für manche scheint es so, durchaus auch für gutwillige und gläubige Menschen, die daran verzweifeln, dass der Retter gekommen sein soll und die nicht verstehen, warum sie selbst so verloren sind.

Weihnachten 1223 in Italien, in Greccio. Franz von Assisi geht mitten in der Heiligen Nacht nach draußen in den Wald, zu einer Höhle. Eine Schar von Menschen folgt ihm, dem Poverello, dem Armen – viele sind dabei, die nichts haben, aber auch der eine oder andere Reiche, der angerührt ist vom Zeugnis dieses Freundes Jesu. Franz wollte das Geburtsfest des Herrn mit aller Feierlichkeit begehen. Und so wird ein Stall hergerichtet und die Krippe mit Heu und Stroh, das Kind darauf, Maria und Josef, Ochs und Esel dürfen auch nicht fehlen. Franz singt als Diakon das Evangelium und deutet anschließend das Geheimnis der Nacht: dass der Retter da ist, oder vielmehr: der Heiland. Es heißt, dass Franz die Andacht zum Herrn wieder neu beleben wollte. Es gelang ihm. In der Beschreibung des Hl. Bonaventura heißt es, dass der Wald von ihren Gesängen widerhallte. Jesus ist unter uns, ja so arm wie wir – warum hat uns keiner gesagt, wie wertvoll wir für Ihn sind?

Eine Pilgergruppe feiert Weihnachten: im Oktober bei 30 Grad, in einer Höhle auf den Hirtenfeldern bei Bethlehem. Keine großartige Architektur verfälscht diesen Ort, an dem das erste Gloria gesungen wurde, die Botschaft vom Retter, vom Heiland erklang. Ohne jeden Weihnachtsschmuck, ohne jedes Beiwerk hörten wir die Weihnachtsbotschaft: einer spürte etwas von einem Frieden, der alles durchdrang, was sonst das Leben so bedrückt und ängstigt; ein anderer hörte tief in sich „Komm, trau Dich“; wiederum ein anderer blieb traurig, wie sollte das Krippenkind nicht wissen, was das ist: durchkreuzte Lebenspläne?

„Heute ist euch der Retter geboren“ – ja, es ist wichtig, wie in Greccio an die Krippe zu gehen oder zur Einfachheit der Hirtenfelder. Dort bekommen wir eine Ahnung, worum es geht: Darum, dass Gott andere Maßstäbe hat, dass ER uns retten will vor unseren Vorstellungen, uns heilen von unseren falschen Bildern: klein ist nicht mickrig; arm nicht armselig; Krankes hat Zukunft; Fremdes findet Heimat – das Einfache ist wunderbar. In Seinen Augen ist das so – und ist das nicht das Entscheidende? Wenn wir uns darauf einlassen, sind wir gerettet. Amen.

1. Weihnachtstag 2009

Der Schlüssel der Weihnacht

Weihnachten ist wie ein Schlüssel,
ein Schlüssel, der uns aufschließt,
der uns zu aufgeschlossenen Menschen macht,
aufgeschlossen für das Leben.

Liebe Schwestern und Brüder,

in diesen Tagen erhielt ich einen Kartengruß mit diesem Vers. Ein schöner Schlüssel für Weihnachten:

Weihnachten ist wie ein Schlüssel – ja, durch Weihnachten bekommen wir einen Einblick in ein Geheimnis, das wir uns nie alleine ausdenken können. Einen Einblick wer und wie Gott ist! Dass der Allmächtige in sich Gemeinschaft ist, dass Liebe zu seinem Wesen gehört und dass diese Liebe durch das Wort, den Logos, ausdrückbar ist – wer kann sich das schon ausdenken!? Unser Gott ist nicht einer, der im Fernen thront, sondern in der Krippe, später unter den Menschen, am liebsten den Einfachen, seinen Platz findet, bis Er sich in der Haltung der offenen Arme annageln lässt. Weihnachten ist wie ein Schlüssel, der die Tür zum Herzen Gottes öffnet.

Und dieser Schlüssel schließt uns auf: wir bekommen an Weihnachten gesagt, wer wir sind: dass Gott am Anfang steht. Auch am Anfang meines Lebens steht Sein Wort, Sein Mich-Ansprechen. Das macht mich zur Person, zum Ansprechpartner Gottes. Personenwürde spricht mir nicht irgendjemand ab oder zu, keine Institution, keine Wissenschaft, kein religiöses Gremium. An Weihnachten wird das Geheimnis des Menschen aufgeschlossen. Johannes sagt es in seinem Prolog, da heißt es: wir sind Sein Eigentum, das also – so kann es auch übersetzt werden –, was Ihm ent-spricht. ER, das Wort, hat in uns jemanden geschaffen, der Seinem Wort Antwort geben kann. Umso schlimmer, wenn wir das verweigern, wenn wir Ihn nicht aufnehmen, nicht empfangen. Auch das gehört zum Geheimnis des Menschen: Dass er Gott ausschließen, das Wort ausschließen kann. Das ist so widersinnig, so gegen alle Vernunft!

Eigentlich müssten diejenigen, die Gott aus ihrem Leben ausschließen wollen, ja die ihn auch aus dem öffentlichen Leben ausschließen wollen, aus Wirtschaft, Politik und Wissenschaft, dafür eine Erklärung liefern, die überzeugt. Gibt es dafür überhaupt eine überzeugende Erklärung? Erst in Gott erklärt sich das Geheimnis des Menschen und wer behauptet, er diene dem Menschen, kann sich doch seinem Geheimnis gegenüber nicht verschließen! Und wenn er's doch tut? Bis heute machen wir Erfahrungen damit!

Der Schlüssel der Weihnacht schließt uns nicht nur auf, lässt das Geheimnis des Menschen erahnen, sondern macht uns erst zu aufgeschlossenen Menschen, und das in vielfältiger Weise: Ich kann dem anderen offen begegnen, auch Gott gegenüber, ohne das Empfinden der Angst, mich zu verlieren oder zu verleugnen, denn meine Identität liegt bei Gott. Nur wenn ich diese Identität verleugne wird der Mensch dem Menschen ein Wolf, da er sich aus der Masse herausheben muss, sich selbst inszenieren muss, um jemand zu sein. Doch das schließt den Menschen ab und nicht auf! Gerade da, wo der Mensch am offensten und empfänglichsten ist, in Partnerschaft und Freundschaft, wird er die Freiheit und damit das Geheimnis des anderen nur wahren, wenn er weiß, dass sich der andere sich nie vom Menschen her erklärt.

Der Schlüssel, der Weihnachten ist, schließt uns auf für das Leben. Zuerst für Gott. Denn wir entdecken, wie groß Er in der Krippe ist.

Dann auch für den anderen, den lebendigen Menschen, die lebendige Kreatur, die lebendige Schöpfung. Alles Lebenswidrige ist gottwidrig, in welche Form sich das auch immer kleidet. Im Namen Gottes dem Leben schaden, dem Leben Gewalt antun, ist widersinnig – und das entdecken wir erst an Weihnachten, denn das Leben stammt nicht nur von Gott, sondern Er selbst teilt das Schicksal des Menschen. Niemand kann mehr sagen, er tue Gott einen Gefallen, wenn er sich gegen das Leben stellt.

Aber Weihnachten schließt mich auch auf für mich selbst: für das, was ich bin, in allen Schattierungen, mit allen Schwächen und Fehlern, mit allen Grenzen. Ich darf erkennen, wer ich bin und an Weihnachten erfahre ich, dass dieses Erkennen nur möglich ist, wenn sich die Haltung der Liebe damit verbindet.

Der Schlüssel der Weihnacht, er wird mir neu geschenkt, in die Hand gelegt – trauen wir uns, ihn zu benutzen. Amen.

Silvester 2009

Zeit

Liebe Schwestern und Brüder,

im Flur des Pfarrhauses steht eine alte Standuhr, die mit hellem Stundenschlag ziemlich genau die Zeit angibt. Allerdings: es kann passieren, dass die Zeit „abgelaufen“ ist! Es ist für mich ein kleines Ritual geworden, sie am Samstagabend aufzuziehen, mit einer kleinen Kurbel die großen Gewichte nach oben zu drehen. So kann sie wieder volle 7 Tage die Zeit anzeigen, oder besser: uns im Haus die Stunden schlagen.

Diese alte Uhr aus einer Zeit, die vieles nicht kannte, was heute zu meinem alltäglichen Leben selbstverständlich und scheinbar unverzichtbar dazugehört – sie verbindet mich doch auch mit der Wirklichkeit! Denn: Sie macht mir sehr deutlich, dass die Zeit abläuft, dass sie „bemessen“ ist. Unser modernes Empfinden ist demgegenüber meist anders: mit Digitaluhren und funkgesteuert läuft die Zeit immer gleich bleibend weiter – alles geht weiter. Und so ist bei vielen auch die Vorstellung verbunden, dass Zeit immer da ist, dass Zeit sogar nachgeholt und aufgeholt werden kann. Ja es kann sogar in der Zeit alles oder vieles wiederholt werden: Die „Replay“-Taste ist fast überall vorhanden – am Computer, am CD-Player, in menschlichen Beziehungen, bei einigen sogar im Blick auf das eigene Leben.

Angesichts eines zu Ende gehenden Jahres frage ich mich wieder einmal: wie gehe ich mit der Zeit um? Meine alte Uhr hilft mir dabei:

Zum einen ist die Zeit erst einmal etwas, das abläuft. Die Griechen hatten dafür den Begriff des „Chronos“. Die Zeit, die mir zugemessen ist – wie viel ist ein Geheimnis. In dieser Zeit lebe und handle ich, stehe in Beziehungen.

So, wie meine Standuhr jede Woche aufgezogen werden muss, so gibt es daneben einen Zeitbegriff, den die Griechen „Zyklus“ nannten: etwas kehrt in einer gewissen Regelmäßigkeit wieder – die Zyklen des Jahreskreises sind dafür ein gutes Bild. Die Kirche begeht den „Jahreskreis“, der immer im Advent beginnt. Es scheint immer gleich, aber wir sind es nicht, denn für uns ist wieder – gegenüber dem vergangenen Jahr – Zeit verstrichen. Ich kann versuchen – und wir geben uns ja auch Mühe dabei – in diesen Zyklen Dinge anders und hoffentlich besser anzugehen. Ich kann aus Vergangenen lernen. Aber eines kann ich nicht – und das ist ein sehr unmoderner Gedanke: ich kann nichts wiederholen. Einfach deshalb, weil zumindest ich ein anderer bin. Dies macht für mich einen Jahresrückblick auch immer ambivalent: ich blicke dankbar auf Gelungenes. Daneben gibt es aber auch das Nicht-Gelungene, das Gescheiterte, das, was ich selbst am liebsten Ungeschehen machen würde. Das ganze Feld der persönlichen Schuld gehört dazu. Dies in einem gewissen Zyklus ausdrücklich zu betrachten und zu benennen gehört für mich als Christ zur seelischen Hygiene – und so bin ich dankbar für das Geschenk der Beichte.

Denn so werde ich fähig, etwas Drittes und ganz Entscheidendes zu sehen: das, was die Griechen den „Kairos“ nannten. Die Zeit „gefüllte“ Zeit. Ich vergleiche das mit dem Stundenschlag meiner Uhr: eine bestimmte Sekunde ist herausgenommen, da läutet etwas, da läuft zwar die Zeit genauso ab wie sonst, aber sie ist ganz entscheidend anders. Wir wissen, dass fünf Minuten im Kino anders sind als fünf Minuten beim Zahnarzt! Da gibt es dann ein besonderes Gespräch, eine Erkenntnis, eine Begegnung, eine Entscheidung, ein Ereignis, das mein eigenes Leben dauerhaft verändert – im Guten oder Schlechten. Besonders diese „gefüllten Zeiten“ sind es, die ich ins Gebet bringe, im Gebet besonders betrachte, denn: genau hier vermute ich einen Aufruf Gottes, einen Hinweis, Zeichen Seiner begleitenden Gegenwart in meinem Leben, in dem die Zeit abläuft. Ich verstehe nicht immer, wo und wie genau ein Sinn dort verborgen ist – aber eines weiß ich mit Gewissheit: es ist einer da, einer, den ich nicht machen kann – Sinn kann man überhaupt nicht „machen“, er ist da oder er ist nicht da! Dieser Sinn ist da, weil alle Zeit von Ihm her kommt. Dies kommt für mich schön in dem Segen zum Ausdruck, den wir aus dem Buch Numeri hörten: Der Herr segnet und behütet, Er lässt Sein Angesicht über uns leuchten – von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag. Amen.

Neujahr 2010

Segen

Liebe Schwestern und Brüder,

was wünschen wir uns zum Neuen Jahr? „Gesundheit“, kann man oft hören. Ist das alles? Was ist mit denen, die es nicht sind, gesund? Pech gehabt?! Ich wage mit manch anderen den Wunsch: ein gesegnetes Neues Jahr.

Um einen Segen, den Aaronitischen Segen, geht es auch in der 1. Lesung des Neujahrstages aus dem Buch Numeri: „Der Herr segne dich und behüte dich, er lasse sein Angesicht über dich leuchten“.

Worum geht es beim Segen? Was erbitten wir damit für uns und für andere?

Zunächst einmal: der Segen ist nicht irgendein Brauch, sondern er ist die Grundgeste des jüdisch-christlichen Glaubens. Er besteht darin, dass ich vertraue, dass der Ursprung meines Daseins schöpferische Liebe ist, Gott in Person. Das bringt der Aaronitische Segen in einem wunderbaren Bild schön zum Ausdruck: das Gesicht über mir leuchten lassen. Das nimmt die Urerfahrung des Kindes auf: Das Gesicht des Vaters, der Mutter über ihm, das lächelt, „leuchtet“: Sie wünschen einen gute Nacht, sie wünschen alles Glück. Sie wissen aber auch: wir können es dir nicht garantieren, wir können dich nicht überall hin begleiten – aber auch wenn das Licht jetzt ausgeht, brauchst du keine Angst zu haben. Er, Gott, ist bei dir, Er behütet dich.

Das Gesicht des anderen – dadurch bekomme ich auch gesagt, wer ich bin und worauf ich mich verlassen kann:

Ein Schüler kommt zu einem Rabbi und fragt ihn, was Glauben sei. Der Rabbi führt ihn zum Fenster und fragt: „was siehst du da?“ Der Schüler antwortet: „Menschen, Häuser, Bäume...“ Der Rabbi führt ihn zu einem Spiegel und fragt ihn: „Was siehst du jetzt?“ Der Schüler antwortet: „Jetzt sehe ich mich selbst.“ – „Siehst du“, sagt der Rabbi, „wenn du dein Leben lässt, wie es ist, so siehst du hindurch auf die ganze Welt bis zu ihrem Schöpfer; ist dir aber das Glas nicht genug und legst du nur ein bisschen Silber auf, so siehst du nur noch dich“. Ich bekomme nichts über mich gesagt, indem ich in den Spiegel schaue, mich selbst reflektiere oder bespiegle. Ich bekomme das nur gesagt, indem ich mich von Gott anschauen lasse – und Ihn darf ich erahnen in den Gesichtern derjenigen, die mir begegnen, in denen, die mir im Alltag Nächster und Nächste sind und werden.

Segnen – benedire – Gut sagen: im Segen bekomme ich Gottes Zusage, die Zusage, dass mein Leben sinnvoll ist, weil ich gewollt und geliebt bin. So kann ich selbst schöpferisch mit meinem Leben umgehen. Viele gerade junge Menschen wissen, dass Zeit Geld ist, aber sie wissen nicht, wie die Zeit mit Sinn gefüllt werden kann.

Ein wesentliches Moment dieses Sinnes ist es nämlich, wenn ich anderen zum Segen werde, wenn ich anderen Gottes gute Zusage vermittele. Das ist wohl das Wertvollste, das wir Christen einander schenken können. Wer hier aufmerksam auf unsere Gesellschaft schaut, der ahnt, wie sehr Menschen unser Zeugnis brauchen würden. Das setzt voraus, dass wir strahlen, dass wir wissen, wer wir sind.

Der Segen hat es in sich – es mir am Anfang des Neuen Jahres wieder sagen lassen, dass mein Leben mehr Gabe, Geschenk ist, und nicht Ergebnis einer Tat und sei es meine eigene. Und es ist mehr als meine Schuld und mein Versagen, mein Scheitern und Nichtkönnen – weil es etwas Gutes ist. Und Der, der es mir sagt, muss es wissen. Ja, das Neue Jahr fängt gut an. Amen.

2. Sonntag nach Weihnachten 2010 – Lesejahr C

Drei Kreuze

Liebe Schwestern und Brüder,

„da mache ich drei Kreuze“ – so sagen wir, wenn etwas überstanden ist. Wem mag es jetzt so ergehen angesichts der überstandenen Feiertage?! Drei Kreuze machen – heute hören wir schon zum dritten Mal seit dem Weihnachtstag den wunderbaren und festlichen Prolog aus dem Johannesevangelium. Können wir ihn noch hören? Aber hören allein reicht nicht! Da steht so viel auf dem Spiel, da muss noch mehr dazukommen. Wenn wir in der Liturgie das Evangelium hören, dann machen wir immer „drei Kreuze“: Stirn, Mund und Brust werden mit einem kleinen Kreuz bezeichnet, eine Geste, die seit dem 11. Jahrhundert bezeugt ist. Diese Selbstbekreuzigung, diese „drei Kreuze“, möchte ich heute mit dem gehörten Evangelium verbinden:

„Im Anfang war das Wort – und das Wort ist Fleisch geworden!“ – wenn wir uns auf der Stirn bekreuzigen, dann bedeutet es einmal, dass wir darum bitten, der wirkliche und tiefere Sinn dieses Gotteswortes möge uns aufgehen. Gott ist von Seinem Wesen her „Wort“, Er steht in Dialog, sucht ihn, Er meint, was Er sagt – Er hat ganz und gar Inter-esse am Menschen, möchte bei und mit ihm sein, Er schlüpft in unsere Haut. Was kann das alles für mein Leben bedeuten, wenn ich mich darauf einlasse, dass ER, Gott selbst, mit mir in Dialog treten will, dass Er für mich ein Wort hat, eine Botschaft, eine Sendung. „Selbstverwirklichung“ bekommt einen ganz anderen Sinn: das zu verwirklichen, was Gott mir zutraut, wozu Er mich befähigt hat – dadurch, dass Er selbst am Ursprung meines Daseins steht!

„Das Wort ist Fleisch geworden“ – dieses bedeutet aber auch, dass ich mit offener Stirn für das Evangelium eintrete und anderen dadurch auch die „Stirn bieten“ muss. Die Würde des Menschen ist unantastbar, weil Gott selbst an der Wurzel dieser Würde steht. Für diese Würde einzutreten, weil ich dem Wort Gottes verpflichtet bin, wird heute immer wichtiger.

Uns so bekreuzige ich mich auch auf dem Mund: ich möchte den Glauben bekennen, den ich verstanden habe. Dazu gehört freilich, dass ich in der Lage bin, Rede und Antwort zu stehen. Viele Christen sehen sich nicht imstande, dies zu tun und in der Tat ist ihr eigener Glaube oft auf der Ebene des Kinderkatechismus stehen geblieben. Ich lobe mit dem Munde meinen Gott, da ich ihn in meinem Leben am Werk sehe, da ich spüre, dass die Kommunikation mit Ihm meinem Leben erst den tiefen Sinn und Ernst gibt, aber auch die Freude und Gelassenheit. Ob wir wirklich Weihnachten gefeiert haben, dass wird sich in den nächsten Wochen erweisen: Christen haben mehr zu verkünden, als ein paar Tage verzaubernder Romantik. Bei Johannes heißt es: „das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam in die Welt. Er war in der Welt und die Welt ist durch ihn geworden, aber die Welt erkannte ihn nicht. Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf“ – das gilt bis heute. Selbst die Seinen nehmen Ihn nicht auf! Wo gehöre ich dazu – zu denen, die nicht aufnehmen? Das Wort Gottes verbreitet sich nicht automatisch, es wird vor allem durch die weitergetragen, die sich als Zeugen zur Verfügung stellen, die Erfahrungen gemacht haben, die davon sprachen, was das Leben zutiefst prägen kann. Unser Mund ist dabei ganz entscheidend! Die Kirche wird in der Welt dringend gebraucht – aber tragischerweise hat sie seit Jahren erst einmal damit zu tun, dass die eigenen Gläubigen dem Glauben innerlich fern stehen.

Daher muss dringend dazu kommen, dass mein Herz den Glauben ergreift, bewahrt, dass mein Herz durch den Glauben gewärmt wird, dass es mir ein Herzensanliegen ist, den Glauben zu tragen – der Segen auf meine Brust möge mich daran erinnern, worauf es letztlich ankommt: drei Kreuze zu machen – womit ich hoffentlich nie fertig sein möge!

Amen.

Erscheinung des Herrn 2010

Ihm folgen

Liebe Schwestern und Brüder,

selbst die Medien haben es in den letzten Tagen ausführlich und gebührend gewürdigt: dass die Sternsinger unterwegs sind. Das macht Eindruck! Kinder und Jugendliche machen sich für andere Kinder und Jugendliche stark, opfern Freizeit, spenden Segen. Das kann sich wirklich sehen lassen. Aber in all dem, wie hier bei uns der Dreikönigstag begangen wird, möchte ich doch ausdrücklich darauf schauen, was genau heute gefeiert wird.

Das Festevangelium aus Matthäus ist genau betrachtet recht nüchtern: es berichtet nicht von Königen, sondern von Magiern, was im Kontext der Bibel Weiser, Gelehrter oder Priester bedeuten kann – und solche waren an jedem Königshof zu finden. Wenn hier bei Matthäus von Königen gesprochen wird, dann von Herodes und dem Neugeborenen. Auch von „drei“ wird nichts gesagt – nur von drei Geschenken ist die Rede: Gold, Weihrauch und Myrrhe. Gerade mit den Geschenken wird für den, der sich im Alten Testament auskennt, eine Verbindung hergestellt und wir hörten davon in der 1. Lesung: eine Vision des Propheten Jesaja. Eine festliche Völkerprozession kommt nach Jerusalem, darunter auch Könige, die den dazugehörigen Hofstaat mit Kamelen und Dromedaren mitführen, dazu Schätze, vor allem Gold und Weihrauch: denn nur damit kann Gott die Ihm entsprechende Gabe gegeben werden! Völker, Heiden kommen und beten Gott in Jerusalem an, Gott „erscheint“ allen als der Einzige. Und genau das feiern wir heute: Epiphanie, Erscheinung des Herrn, wie dieses Fest eigentlich heißt. Gott gibt sich zu erkennen – für alle. Das ist das große Fest, das besonders die Kirchen des Ostens feiern. Gegenüber der Vision des Propheten Jesaja ist der Bericht des Matthäus weniger prächtig – und er zeigt Unterschiede, die viel aussagen:

Zunächst einmal: die Weisen sind die ersten in einer langen Reihe von Menschen, die bis heute nicht abgerissen ist, die sich vom Stern Gottes leiten lassen, von einer Sehnsucht nach dem Himmlischen, von Gottes Verheißung. Eigenes dabei zurücklassen, die Heimat oder Liebgewordenes aufgeben – das gehört immer wieder dazu. Die Geschenke Gold und Weihrauch zeigen an: Du bist der, der über mein Leben regieren soll. Stellen wir uns selbst an einem solchen Tag die Frage: wer oder was nimmt auf mein Leben Einfluss und wem gestatte ich sogar, es zu lenken?

Sich vom Stern leiten zu lassen ist keineswegs immer leicht. Das erfahren auch die Weisen: Kurz vor dem Ziel meinten sie, es besser zu wissen. In Jerusalem der Königsstadt, muss der Messias geboren werden. Nein, es ist das kleine Bethlehem und dazu auch noch der ärmliche Stall.

Das kann doch nicht möglich sein! Und doch ist es so. Gott geht immer wieder Wege, die uns eigenartig erscheinen, ja mehr noch, die uns nicht passen. Das erleben wir gerade in unserer Kirche. Vieles von uns ausgebaute und gepflegte wird jetzt ganz schnell zusammenbrechen. Viele sind verwirrt, enttäuscht, ratlos. Es war gut. Doch jetzt geht es einen neuen Weg – und ich bin überzeugt: auch wenn es in die Einfachheit des Stalles geht, so geht es doch gerade zu Ihm! Darauf kommt es an. Gerade jetzt gilt es, die Zeichen der Zeit wahrzunehmen und entsprechend zu handeln. Ja nichts selber machen oder fabrizieren. Mich führen lassen ist nie ganz einfach. Und doch wird gerade hier, gerade jetzt deutlich, wem ich vertraue. Bischof Franz-Peter sagt: „Wer möchte, dass vor Ort alles so bleibt, wie es ist, für den bleibt nichts, wie es ist. Es wird weniger. Wer aber bereit ist, sich den Herausforderungen in der Seelsorge geistlich zu stellen, kommt mit Herz und Verstand in Bewegung“. Das haben die Weisen erfahren. Diese Erfahrung muss unter die Leute!

Gegenüber der Vision des Jesaja bringen die Weisen bei Matthäus außer Gold und Weihrauch auch Myrrhe: ein besonderes Harz zur Herstellung kostbarer Salben – zum Begräbnis. Wir können, wir sollen zum Herrn gerade auch das Bittere und Traurigmachende bringen – gerade dafür ist Er gekommen. Damit wir Leben haben. Je mehr Menschen das erfahren, umso mehr Hoffnung wird es geben. Auch dafür seid Ihr Sternsinger Botschafter. Amen.

2. Sonntag im Jahreskreis C – 2010

Jesus wandelt Lebenswasser

Liebe Schwestern und Brüder,

was für ein hübsches Wunder: Wasser wird in Wein verwandelt, das auch noch bei einer Hochzeit. Wie schön, einen solchen Gast zu haben. Viel mehr fiele mir bei einer solchen Betrachtungsweise nicht ein zu sagen! Und wir müssen zugeben: Es hätte vielen Menschen, Suchenden, religiös Interessierten, nichts zu sagen!

Ich möchte mit Ihnen darauf schauen, wie dieses Evangelium seit den ersten Jahrhunderten des Christentums verstanden worden ist – und wie es so auch heute Bedeutung haben kann.

Zunächst einmal:

Es handelt sich bei unserem Evangelium um ein „Epiphanie-Evangelium“. Davon gibt es drei: Die „Erscheinung“ (Epiphanie!) vor den Weisen aus dem Morgenland; die Taufe Jesu und eben die Hochzeit zu Kana. Gott „erscheint“, hält „Audienz“: Die Heiden haben – vermittelt durch die Weisen – Zugang zu Ihm; Er übernimmt in der Taufe alles Menschliche; Er wandelt das Wasser unseres Lebens in Wein und möchte unser Leben in ein Fest verwandeln.

Weiterhin spricht Johannes von einem „Zeichen“, nicht von einem „Wunder“. Ein „Wunder“ verändert eine konkrete Situation, eine Krankheit, eine Not. Wo der Mensch nichts mehr ausrichten kann, verändert, wandelt Gott. Ein „Zeichen“ aber weist auf etwas hin, will die Augen öffnen, will hinweisen auf etwas ganz Entscheidendes. Dabei ist das Zeichen von Kana nicht etwas Beiläufiges oder Nebensächliches. Es ist das – so beschreibt es Johannes selbst – erste Zeichen, das Jesus wirkt. Damit bekommt es noch einmal mehr eine besondere Bedeutung.

„Das Wort ist Fleisch geworden“, so hat es Johannes im Prolog seines Evangeliums feierlich verkündet und wir hörten diese Botschaft an Weihnachten. Wenn dieses Wort, Gott selbst, Fleisch wird, die Bedingungen des Menschseins annimmt – was heißt das für uns?

Jesus ist mit Seiner Mutter und den ersten Jüngern zu einer Hochzeit eingeladen, einem rauschenden Fest. Eine jüdische Hochzeit ist – und das gilt für uns Christen im Sakrament der Ehe genauso – ein Bild dafür, welche Beziehung Gott mit Seinem Volk anstrebt: nicht einfach einen Bund, ein Vertragsverhältnis, eine Abhängigkeit. Nein: so, wie Mann und Frau verbunden sind! Bei einer solchen Hochzeit, bei der normalerweise alles im Überfluss vorhanden ist – schließlich gingen ihr monatelange Vorbereitungen voraus – geht der Wein aus. Unvorstellbar! Aber: so ist es! So ist es in unserem Leben. Selbst bei schönen Augenblicken des Lebens, den angenehmen Anlässen, reicht es nie, was wir selber vorbereiten und bereitstellen. Und wie sehr erst bei den alltäglichen Dingen, bei den Lebenskrisen, Traurigkeiten und Abbrüchen! Dort, wo es gar nicht um Wein geht, sondern – im Bild gesprochen – einfach nur um sauberes Wasser. Selbst das können wir uns nicht selber reichen, nicht garantieren.

Ja – und mit Jesus an der Hand wird alles zum Fest?! Ist das die Botschaft? Kein Wunder, wenn viele Religion und Kirche für „Kinderkram“ halten! Bleiben wir bei Johannes: Jesus wirkt Sein erstes Zeichen. Weitere werden folgen, insgesamt werden es sieben sein. Jesus zeigt, dass Er der Messias ist, alle Bereiche des Lebens verwandelt bis hin zum Tod – wenn ich Ihn lasse. Das meint Maria, wenn sie sagt: „Was ER euch sagt, das tut“. Ist es wirklich so leicht? Ich denke an verschiedene Menschen, die mit schweren Schicksalen leben müssen.

Was sagt uns Jesus? Dein Leben ist mir teuer, so, wie einem Bräutigam die Braut. Auch wenn dir es nicht so erscheinen mag, wenn du dich von jedem und auch von mir verlassen fühlen magst; wenn dir dein Leben als Last erscheint, als etwas, das du am liebsten sofort eintauschen möchtest. Es mag sein, dass es scheint, dass dein Lebenswasser höchstens noch zum Waschen reicht und es nichts ist, was man anderen anbieten kann – vertrau mir! Es ist mehr, viel mehr – vergleichbar mit kostbarem, wohlschmeckendem Wein!

Wenn ich es glauben will, kann sich in meinem Leben – jetzt schon – viel verändern. Jeder von uns ist einmalig kostbar – wie eine Braut – und einander können wir das auch zeigen, bezeugen. Das wäre der Anfang – am Ende steht ein großes Fest. Es geht um das Vorzeichen vor der Klammer meines Lebens: Es ist „positiv“, ein „plus“. ER sagt es. Und damit setzt ER ein erstes Zeichen. Amen.

3. Sonntag im Jahreskreis C – 2010

Jesus in Nazareth – 1. Teil

Liebe Schwestern und Brüder,

wer sich auf eine Pilgerfahrt ins Heilige Land begibt, der weiß, dass dort viele biblische Erzählungen besonders anschaulich, „handfest“ werden, gerade in Bezug auf Jesus. Nicht umsonst wird das Heilige Land auch das „fünfte Evangelium“ genannt. Auch wenn ich all dies wusste und weiß, so erging es mir bei der Pilgerfahrt doch so, dass mich diese Erkenntnis an bestimmten Orten, die ich als Pilger besuchte, fast blitzartig überkam: hier hat das stattgefunden; hier wurde es gesagt; hier war die Begegnung. Zu einem besonderen Ereignis wird es, wenn zu dieser „Tiefenbohrung“ an den Stätten unseres Glaubens die Erfahrung kommt: das Wort, das da verkündet wird, ist ein Wort, das mich meint, hier, jetzt. Die Feier eines Gottesdienstes auf dem Berg der Seligpreisungen, der Brotvermehrung oder auf dem Berg Tabor hinterlässt so unauslöschliche Spuren. Das Wort meint mich, mir ist es gesagt: als Ermutigung, Trost, Ermahnung.

Dies gehört wohl zu den entscheidendsten Erlebnissen einer solchen Pilgerfahrt. Aber dazu gehört auch die Erkenntnis: ich muss dafür keine lange Fahrt unternehmen! Natürlich kann es mir helfen, die normale Umgebung zu verlassen und mich auf Fremdes und Ungewohntes einzulassen. Aber das Entscheidende, die Begegnung mit Gott, Seinem Wort an und für mich, ist jederzeit und überall möglich.

Darum geht es im heutigen Evangelium. Und es geht darum in zweifacher Weise: einmal im Blick auf die damaligen Zuhörer in der Synagoge von Nazareth; aber ebenso - nein: vielmehr! – im Blick auf uns heute, hier und jetzt!

Der Evangelist Lukas überliefert im vierten Kapitel seines Evangeliums die ersten Worte der Verkündigung Jesu nach Taufe und Versuchung in der Wüste. Vorher war nur davon die Rede, dass die Menschen in Scharen zu Ihm kamen und Ihn gerne hörten – aber es war nicht zu entdecken, was genau Er denn sagte. Heute nun erstmals Sein Wort – in Form einer Predigt, einer Rede. Sein Programm!

Damit ist das heutige Evangelium dem des letzten Sonntags vergleichbar: Da beschreibt der Evangelist Johannes, wie Jesus bei der Hochzeit zu Kana Sein erstes Zeichen wirkte und gibt damit einen Schlüssel, wie die Botschaft Jesu zu verstehen ist, worin sie besteht.

Heute hörten wir letztlich das gleiche – in anderen Worten. Und diese Botschaft besteht darin, dass Gott denen nahe ist, die „arm“ sind, die nichts haben, wovon sie leben können, deren Lebenswasser – um im Bild des letzten Sonntags zu bleiben – nie eine Ahnung von kostbarem Wein vermitteln; Jesus verkündet weiterhin Freiheit für die, die in ihrer Sünde gefangen sind, die aus sich keinen Neuanfang setzen können, da sich niemand aus dem eigenen Schuldennetz selbst befreien kann – die Lebenswasser dieser Menschen sind schal geworden; und Jesus verkündet, dass Menschen wieder sehen, aufblicken können zu Gott, der sie sieht, kennt, auffordert, in dieser Gemeinschaft zu leben – Menschen dürfen den Wein der Gemeinschaft mit Gott trinken. Aber ganz entscheidend: dies gilt heute, hier und jetzt!

Liebe Schwestern und Brüder, heute, hier und jetzt. Mehr gibt es jetzt erst einmal nicht zu sagen. Jesus hat ein Angebot gemacht. Am letzten Sonntag wurde wunderbar illustriert, welches Leben den erwartet, der sich darauf einlässt. Paulus weiß – und das hörten wir heute in der 2. Lesung – dass diejenigen, die in dieser Weise eine Gemeinschaft mit Jesus bilden, wie ein Leib sind, der viele Glieder hat. Wer sich darauf einlässt, wird in besonderer Weise einmalig.

Wir hörten heute in gewisser Weise den 1. Teil des Aufenthaltes Jesu in Nazareth. Der zweite Teil folgt am nächsten Sonntag: die Reaktion der Zuhörer.

Für die Begegnung mit Jesus gilt das, was für jede Begegnung sonst auch gilt: ich muss ganz bei mir sein. Nur so werde ich spüren, dass Sein Wort, Sein Angebot tief in mir etwas berühren. Und dann kann ich meine Antwort formulieren – langsam und ehrlich. Amen.

4. Sonntag im Jahreskreis C – 2010

Jesus in Nazareth – 2. Teil

Liebe Schwestern und Brüder,

an den beiden vergangenen Sonntag hörten wir davon, wie Jesus erstmalig öffentlich auftrat, wie Er in einer Predigt das Wesentliche Seiner Sendung zusammenfasste. Bei der Hochzeit zu Kana geschah dies durch eine Zeichenhandlung: Wasser wird in Wein verwandelt – die Wasser unseres Lebens bekommen durch Christus ihren einmaligen, besonderen Geschmack, unser Leben geht auf ein Fest zu. Am letzten Sonntag hörten wir, wie Jesus in der Synagoge Seiner Heimatstadt Nazareth die Prophetenworte des Jesaja vortrug: Den Armen wird die Gute Nachricht gebracht; Gefangenen Entlassung verkündet; Blinden das Augenlicht gebracht; Zerschlagene in Freiheit gesetzt.

Diese Worte haben sich „heute“ erfüllt – sagt Jesus am Ende Seiner Rede. Das ist Sein Programm – im Bild: Wasser in Wein! – Seine Botschaft. Heute.

„Heute“, das ist das entscheidende Wort! Im Evangelium, der Heiligen Schrift, tritt Gott mir selbst entgegen, jedem von uns. Und jetzt ist unsere Reaktion gefordert. Heute. Wie sieht sie aus? Lasse ich mich durch Jesus ansprechen? Schauen wir uns an, was in Nazareth geschah, den heute hörten wir den zweiten Teil des Ereignisses:

Die Kunde über Jesus war längst in Seine Heimatstadt gedrungen, noch bevor Er dort ankam. Einer von ihnen. Einer von ihnen ist etwas Besonderes. Es braucht nicht viel Phantasie, um sich die Reaktionen, die Meinungen, das Gerede auf den Plätzen und in den Häusern vorzustellen. Von Bewunderung über Skepsis, von Ablehnung bis hin zu allen Facetten des Neides dürfte alles vorhanden gewesen sein. Warum sollte es damals anders gewesen sein als heute?!

Jesus ist nun da und ich bilde mir ein, im Evangelium die knisternde Spannung in der Synagoge fast spüren zu können. Jesus beeindruckt – dieser Mann aus einfachen Verhältnissen kann gut reden. Schön. Aber wenn Er mehr bewirken will, dann soll Er jetzt bitteschön die ganze Palette Seiner Kunststücke auch bei uns ausprobieren – wir sind kritisch genug und lassen uns nicht so leicht hinters Licht führen!

Genau diese Erwartungshaltung, die gepaart ist mit Skepsis, greift Jesus heraus, benennt sie und bringt sie damit ans Licht. Es geht den Menschen in Nazareth mitnichten um eine Begegnung mit Jesus! Es geht darum, Jesus zu prüfen, zu testen. Die Einwohner verlangen – ohne dies ausdrücklich auszusprechen – ein Wunder. Darauf geht Jesus nicht ein!

Er greift Ereignisse aus dem Leben großer Propheten – Elija und Elischa – heraus, um daran zu verdeutlichen, dass andere, Fremde, viel eher in den Genuss der Nähe Gottes kommen, wenn sie es denn wollen, als die, die eigentlich viel näher dran wären – würden sie sich nicht selbst durch ihr Misstrauen von Gott entfernen.

Gewiss: es ist nicht wenig, was Jesus verlangt. Es ist das restlose Vertrauen, für das Er wirbt. Die Worte Seiner Predigt, die die Verheißung des Propheten Jesaja aufnehmen, knüpfen an tiefe Sehnsüchte des Menschen an. Und wie oft mussten Menschen erleben, dass diese Hoffnungen, die damit verbunden waren, in und durch Gott eben keine Erfüllung fanden – auch jetzt, hier, bei uns. Es hat doch Gründe, warum wir vorsichtig sind, restlos zu vertrauen! Warum es uns nicht – mehr – leicht fällt, alles aus der Hand zu geben. Warum es nicht leicht ist, Ihm die Führung über unser Leben anzuvertrauen.

Aber dennoch: darum geht es IHM. Das hat Ihn schließlich ans Kreuz gebracht. In Nazareth an den Abgrund des Felsens. Der letzte Mut, Ihn wirklich hinunterzustoßen hatte damals wohl noch gefehlt. Aber wir wissen doch: Er hat Recht behalten! Das Kreuz, das uns oft daran hindert, Ihm zu vertrauen, ist nicht das Letzte! Nur deswegen können wir es doch aushalten, einer solchen Darstellung ausgesetzt zu sein.

Heute erfüllt sich das Wort Jesajas. Hier. Bei uns. Was hindert mich, Ihm die Hand zu reichen und mit dem Vater des besessenen Jungen aus dem Markusevangelium zu rufen: „Ich will, hilf meinem Unglauben“?! Amen.

5. Sonntag im Jahreskreis C – 2010

Auf wen Jesus baut

Liebe Schwestern und Brüder,

wieder einmal habe ich das Empfinden: das heutige Evangelium verbirgt mehr, als es erzählt, oder besser: man muss sich erst „durchgraben“, um an das Lebenswasser zu kommen. Oberflächlich betrachtet berichtet es von einem wunderbaren Fischfang. Damit hätte es uns aber nicht wirklich etwas zu sagen, wir könnten uns skeptisch oder fasziniert zurücklehnen. Bei genauem Hinsehen jedoch ist der Fischfang nur eine Klammer, um zwei Dinge zusammenzubringen, oder auch einfach Mittel zum Zweck.

Schauen wir erst einmal hin, was da erzählt wird, in welchem Kontext es steht: Jesus ist in Galiläa, in Kafarnaum, angekommen, nachdem Er in Seiner Heimat abgelehnt worden war – davon hörten wir am letzten Sonntag. Auch hier geht Er in die Synagoge und befreit einen Mann von einem Dämon. Anschließend geht Er in das Haus des Simon Petrus und heilt auf dessen Bitte hin die Schwiegermutter vom Fieber. Eigenartig: das scheint Simon Petrus nicht wirklich beeindruckt zu haben. Hätte er da nicht schon sagen können: „Jesus, ich erkenne, du bist ein Gesandter Gottes“!? Viele weitere Heilungen folgen und Jesus muss sich dem Andrang des Volkes sogar entziehen. Schließlich ist Er wieder am See von Galiläa – wohl in der Nähe von Kafarnaum, denn Simon ist dabei, der dort lebte. Dort lehrt Jesus das Volk. Was sagt Er? Es wird nicht berichtet. Was darauf folgt ist der wunderbare Fischfang. Dieser Fischfang haut Petrus von den Füßen! Was geschieht da? Petrus ist nicht einfach erstaunt und erschrocken, er ist entsetzt, zutiefst verwirrt.

Damit geht es ihm ähnlich wie dem Propheten Jesaja, von dessen Berufung wir in der ersten Lesung hörten: In einer Vision erblickt er die Herrlichkeit Gottes und erschrickt zutiefst, da er merkt, dass ihm etwas gesagt und gezeigt werden soll. Aber wer ist er schon? Wie kann es sein, dass Gott an ihm Interesse hat? Er ist doch „unrein“, er kann sich Gott doch gar nicht nähern. Gott ist es, der den Abstand überbrückt.

Was Petrus erlebt, ist genau dies: der Fischfang bricht in seine Welt ein. Die Worte Jesu verändern seine eigene Welt. Das war bisher nicht der Fall. Bisher betraf das andere, nie ihn selbst. Er spürt, er erfährt die Worte Jesu, die ihn meinen. Da kann nicht ein! Seine Reaktion: „Ich bin doch einer, der Gott nicht vertraut, einer, der sich absondert, ein Sünder, das kann nicht sein. Du kannst mich nicht gebrauchen!“ Doch, Jesus kann, und wie! Jesus braucht keine Überflieger, keine Perfektionisten, keine Superfrommen und Makellosen. Er braucht die, die wissen: von mir aus kann ich gar nichts tun! Sie erfahren: mit Jesus ist alles möglich. Vom Fischer wird Petrus zu dem, der Menschen rettet, der sie fängt, damit sie mit Jesus leben.

Liebe Schwestern und Brüder, das ist Frohe Botschaft: Jesus will mit Seinem Wort in unser Leben hineinwirken, will Sein Wort in unserem Leben konkret werden lassen. Niemand von uns kann sich das verdienen. Und genau das ist der Schlüssel: wenn ich Ihm das offenbare, wenn ich Ihm sage: ich kann nicht; ich misstrauere Dir; ich bin jemand, auf den Du nicht bauen kannst – dann kann ich mich überraschen lassen. So, wie es Paulus erging – davon hörten wir in der 2. Lesung: vom Verfolger wird er zum Apostel. Er erkennt – wir hörten das -, dass er selbst nichts dazu tat.

Liegt hier vielleicht etwas für unsere Situation sehr Aktuelles verborgen? Für unsere Situation in der Kirche, in unseren Gemeinden? Dass wir zuerst zulassen: das Wort meint mich, jeden von uns – immer anders und konkret. Und dass wir so ehrlich bekennen: wir bauen viel zu sehr auf uns selbst, halten fest an dem, was uns wichtig ist und vertrauen dem Herrn zu wenig. Dann kann Er uns losschicken und gestalten lassen, weil wir dann wissen, wer wir für Ihn sind: Seine Freunde. Amen.

6. Sonntag im Jahreskreis C – 2010

Seligpreisungen – Hl. Valentin

Liebe Schwestern und Brüder,

zugegebenermaßen hörten wir eben nicht unbedingt ein Evangelium für einen Faschingssonntag: „Weh euch, die ihr jetzt lacht!“ Spielverderberei? Ich glaube, es ist das Beste, nicht zu viele Verbindungen zwischen dem zu suchen, was im Karneval alles geschieht und was die Liturgie feiert. Ich selbst habe in den vergangenen Jahren oft an diesem Sonntag dem Lachen Raum gegeben. Ein Mensch verändert sich und man möge es mir nachsehen – falls jemand jetzt etwas Karnevalistisches erwartet hat -: ich lache gern, aber meine Freude über den Glauben zeigt sich in der Liturgie anders.

Ich freue mich über das, was ich höre: die Seligpreisungen. Vielleicht müssen wir uns, um diese Freude neu zu spüren, in die Situation des Evangeliums zurückversetzen. Jesus kommt mit den Jüngern den Berg herunter. Vorher, auf dem Berg, hat er die 12 Apostel ausgewählt, Seinen engsten Kreis. Jetzt kann die Verkündigung des Gottesreiches mit ganzem Einsatz vorangetrieben werden. Menschen kommen zusammen, Juden, aber auch solche, die nicht dazugehören, die in heidnischen Städten leben, vielleicht selbst Heiden sind. Er spricht sie an, indem Er benennt, was sie sind, wie sie sich fühlen: arm, hungrig, traurig, ausgestoßen. Sie sind selig, sie sind im Herzen Gottes geborgen, auch wenn sie davon möglicherweise kaum etwas oder nichts spüren. Gott hat sie im Blick und wird ihr Leid beantworten.

Ich versuche, mir hier in Kiedrich nun vorzustellen, wie diese Botschaft von denen gehört wurde, die hier durch die Fürsprache des Heiligen Valentin Hilfe erwarteten, erhofften, erbateten. Die hierher kamen, oft weite Strecken zurücklegten, fußlahm, krank, verzweifelt, als Epileptiker ausgegrenzt, oft lächerlich gemacht.

In die Herrlichkeit dieser Kirche zu kommen, im Laiengestühl Platz zu nehmen – sitzen, in der Kirche, sie, die oft nicht wussten, welchen Platz sie im Leben hatten. Selig seid ihr – Kiedrich hat über Jahrhunderte diesen Menschen Zuflucht geboten, Aufnahme gewährt – bis heute zeugt das Valentinushaus davon.

Selig seid ihr – ihr seid etwas Besonderes, weil Gott es nicht egal ist, dass ihr den Dank für euer Leben nicht formulieren könnt. Die Gemeinschaft der Heiligen will dem dienen – und Jesus stellt sich selbst auf eure Seite!

Liebe Schwestern und Brüder, wie sehr haben die Seligpreisungen die Welt verändert und geprägt: dass Schwache, Kranke und Schutzbedürftige in die Mitte der Sorge der Gemeinschaft gestellt werden. Wir nehmen es als selbstverständlich – aber dies ist es nur in christlichen Gesellschaften. Dass wir Heilige die nennen, die diese Sorge in besonderer Weise gelebt haben.

Mich erfüllt das mit Freude. Ich weiß nicht, warum all das Leid zum Menschsein gehört. Aber ich entdecke auch, dass ich gerade dann, wenn ich meine eigene Bedürftigkeit spüre, unter ihr leide, auch der Fürsorge Gottes ganz nahe komme. An meiner Schwäche vorbei gelange ich nicht zu Gott – dem gelten die Weherufe! Sie sind keine Drohung, sie sind ein Ruf: Achtung, ihr könnt das Glück nicht selber bauen, weder mit Geld, noch Macht, noch Erfolg. Wenn ihr Euer Herz daran hängt, seid ihr verloren.

Und dafür müssen wir Christen uns immer wieder neu wappnen: wo Armen, Hungrigen, Weinenden und Verfolgten nurmehr ein Almosen zugeworfen wird, wird unsere Gesellschaft nicht gerechter – sie wird gottloser! Beispiele dafür gibt es zuhauf!

Heilige wie unser Patron Valentin helfen uns allen zu sehen, wie nahe uns Gott sein will – gerade dann, wenn wir diese Nähe am meisten in Zweifel ziehen. Valentin zu ehren bedeutet, sein Beispiel zu leben.

Heiliger Valentin, bitte für uns. Amen.

2. Fastensonntag 2010 – Lesejahr C

Verklärung – sich geliebt wissen

Liebe Schwestern und Brüder,

scheinbar etwas Banal-Selbstverständliches: die Teilnehmer unseres aktuellen Glaubenskurses wurden mit der Aussage konfrontiert, dass nicht nur jeder von uns ein Original im Schöpfungsplan Gottes ist, etwas Besonderes, Einmaliges, sondern darüber hinaus – und das macht Schwierigkeiten – von Gott besonders geliebt ist. Wie ein Vater, wie eine Mutter das eigene Kind liebt! Mag der Gedanke der Originalität noch nachvollziehbar sein – wir wissen heute vom genetischen „Fingerabdruck“, von der Einmaligkeit nicht nur jedes Menschen, sondern jedes Lebewesens – so ist der Gedanke daran, persönlich geliebt zu sein, nicht so selbstverständlich nachzuvollziehen.

Gerne wird auch versucht, dies „vernünftig“ zu begründen: Gott hätte ja viel zu tun, wenn Er sich um jeden Einzelnen persönlich kümmern müsste! Na ja, sage ich da als Theologe, bei einer solchen Vorstellung spricht man nicht von Gott, sondern hat ein Gottesbild im Kopf, das Maß nimmt am Bild des Managers! Aber ein solcher Einwand erreicht den Gläubigen oft nicht, denn es geht letztlich um etwas ganz anderes: Einfach darum, dass sich viele von Gott nicht geliebt fühlen! Oder anders ausgedrückt: Wenn Gott sie wirklich lieben würde, müsste Er doch anderes mit ihnen umgehen, müsste Seine Liebe sich anders zeigen, hätte diesen oder jenen Schicksalsschlag nicht zugemutet.

Das heutige Evangelium führt uns der Tradition nach auf den Berg Tabor. Drei Jünger werden dorthin von Jesus mitgenommen, der engere Kreis. Hintern den Jüngern liegt nach der anfänglichen Begeisterung eine erste und tiefe Krise: Jesus sprach von Seinem künftigen Leiden und Ende in Jerusalem, davon, dass Nachfolge „Kreuz tragen“ bedeutet. Ist das der Messias, den sie erwarteten, dem sie folgen wollen?

„Während Er betete, verwandelte sich das Aussehen Seines Gesichtes“, heißt es beim Evangelisten Lukas. Was bedeutet das? Beten ist nicht plappern, kein Aufsagen irgendwelcher Texte und mögen sie noch so fromm sein. Beten ist sprechen, kommunizieren mit Gott. Im Bild der Verklärung sehen wir, was Glaube ist: Der Mensch wird in seiner Originalität sichtbar, in dem, was er von Gott her ist. Bei Jesus ist das Sein Gottmenschsein. Jesus führt Seine Jünger immer wieder dazu, dem Vater zu vertrauen, Seine Liebe zuzulassen. Es liegt an uns, inwieweit dieses Licht uns zum Strahlen bringen kann!

Schauen wir weiter, was das Evangelium uns erzählt: Jesus hält mit den beiden Propheten Elia und Mose kein harmloses Schwätzchen! Vielmehr „sprachen sie von Seinem Ende, das sich in Jerusalem erfüllen sollte“. Soll sich Jesus bei solchen Zukunftsaussichten geliebt fühlen? Ist das etwas, was ein liebender Gott dem zumutet, der Ihm vertraut? Das ist es doch, was uns immer wieder zweifeln lässt, angstvoll Abstand halten lässt.

„Auf Ihn sollt ihr hören“, bekommen die Jünger gesagt, bekommen wir gesagt. Als Mensch möchte Gott in Jesus unsere Wege mitgehen, Er möchte das erleben und erleiden, was wir erleben und erleiden. Und genau darin und dadurch sagt ER: vertraut! Keiner von euch ist Mittel zum Zweck, jeder und jede ist einmalig, geliebt!

Vertraut - auf das scheinbar Unmögliche, wie es Abram ergeht, dem der Sternenhimmel gezeigt wird. Vertrau mir – vertrau darauf, dass ich mein Versprechen wahr mache. Und ein anderes wird auch klar: Zu Hause bin ich da, wo ich geliebt werde – wo ich letzte Geborgenheit und Sicherheit finde. Paulus drückt das so aus: „Unsere Heimat ist im Himmel“ – bei Gott. Jetzt schon und irgendwann ganz. In der Fastenzeit tut es gut, sich daran wieder einmal zu erinnern. Amen.

3. Fastensonntag 2010 – Lesejahr C

Wer bin ich – wohin geht es?

Liebe Schwestern und Brüder,

an Katastrophenmeldungen fehlte es die letzten Wochen nicht: Erdbeben, Überschwemmungen – unzählige Menschen fanden den Tod. Die global vernetzte Welt nimmt davon nicht nur Kenntnis, sie versucht zu helfen, Not zu lindern, Beistand zu leisten. Meistens sind wir selbst weit entfernt vom Ort des Geschehens, dennoch mit diesem verbunden durch die Bilder, die das Fernsehen uns liefert, durch die Berichte, die die Zeitungen uns bieten.

Ein heftiger Sturm fegte über unser Land. Am letzten Sonntag flog davon, was nicht niet- und nagelfest war. Menschen wurden durch stürzende Bäume erschlagen, auch in unserer Region. Da rückt der Schrecken näher an uns heran und jeder könnte von sich sagen: Glück gehabt – denn: rein theoretisch hätte jeder von uns mit dem Auto unterwegs sein können oder gerade einen Gang ums Haus unternehmen können und eine Windböe hätte so auch bei uns fatale Folgen gehabt.

Rücken uns die Menschen des heutigen Evangeliums nicht sehr nahe, wenn sie beunruhigt oder vielleicht auch erschüttert durch eine Katastrophe die Frage stellen: Warum? Wieso? Dabei aber meinen: Warum hat Gott das zugelassen? Hat Er die Menschen dadurch bestrafen wollen?

Für einen religiösen Menschen stellt sich diese Frage immer wieder. Ob er will oder nicht stößt er auf die Frage nach dem Leid, nach der Barmherzigkeit oder Gerechtigkeit Gottes, darauf, ob Gott wirklich am einzelnen Menschen Interesse hat – und wenn ja, wieso Er in Seiner Allmacht nicht eingreift, um den Menschen zu beschützen?!

Ich halte es für notwendig, sich gerade auch in der Fastenzeit mit dieser Frage zu beschäftigen: denn es geht um die rechte Motivation, darum, wohin und warum ich umkehren soll, inwieweit auch Angst eine Rolle spielen kann – oder das Gegenteil davon: alles ist doch nicht so wichtig – der Ernst der Zeit wird verharmlost.

Schauen wir auf Jesus, Seine Reaktion, Seine Antwort:

Geht es um Schuld? Um Bestrafung, wenn ein Unglück einen Menschen trifft? Jesus reagiert scharf auf dieses Denken: Wenn es so wäre, meint ihr denn, ihr wärt auf der sicheren Seite? Wenn ihr so denkt, dann kann euch nur geantwortet werden: es hätte auch euch treffen können, denn ihr seid nicht besser – oder schlechter – als die, die es so schlimm erwischt hat!

Nein, es geht nicht um Schuld oder Unschuld. Wenn uns ein Unglück zu etwas aufrufen soll – neben dem Appell an unsere Mitmenschlichkeit und Hilfsbereitschaft – dann ist es die Frage nach dem Sinn meines Lebens. Jesus kleidet das in ein Bild: das Gleichnis vom Feigenbaum. Dieser ist dazu da, dass er Frucht bringt. Gerade dann, wenn er in einer so fruchtbaren Erde wie einem Weinberg steht. Jeder von uns ist wie ein solcher Feigenbaum: einmalig, nützlich, dazu bestimmt, das in uns steckende Potential zu nutzen, von dem viele etwas haben werden. Wenn ich ehrlich mit mir bin – und die Fastenzeit will uns als Gemeinschaft ja gerade diese Gelegenheit bieten – dann stelle ich fest, dass mir meine von Gott geschenkte Einmaligkeit viel zu wenig bewusst ist! Welche Gründe gibt es dafür? Gott ist der „Ich-bin-da“, so bekommt es schon Mose am brennenden Dornbusch gesagt. Ich bin bei dir, ich will mich um dich sorgen – wenn du mich lässt, wenn du es zulässt.

Vieles geschieht in unserem Leben, was uns daran zweifeln lässt – kann dies auch daran liegen, dass wir nicht ahnen, ein „Feigenbaum“ zu sein, dass wir selbst autonom über uns bestimmen wollen und Gott nur als Versicherungspolice brauchen oder als Glücksschwein? Mich in der Fastenzeit auch mit der Frage befassen: Welche Talente hat Gott mir in die Wiege gelegt? Wie nutze ich sie? Warum kommen sie nicht zur Entfaltung? Die Einladung Gottes ist: Leben in Fülle! Er lässt auch den unfruchtbaren Baum erst einmal stehen, ER hat Geduld – das gibt mir Hoffnung.

Und die Frage nach dem Leid, der letzten Bestimmung des Menschen? Ich werde dabei an die Grenzen meines Glaubens geführt, an das Ziel meines Lebens – glaube ich daran, dass das Kreuz nicht das Letzte ist und dass das Beste noch auf mich wartet? Amen.

4. Fastensonntag 2010 – Lesejahr C

Der ältere Sohn

Liebe Schwestern und Brüder,

wie könnte das heutige Evangelium weitergehen? Es muss weitergehen, denn es ist noch nicht zu Ende. Denn der ältere Sohn ist innerlich vom Vater entfernt, er ist noch nicht heimgekehrt. Die Zuhörer Jesu, die Ihm als Gegner gegenüberstanden, merkten, dass ER sie meinte. Meine Erfahrung ist, dass viele von uns dem älteren Sohn sehr nahe stehen. Und der soll doch nach Hause finden:

Ich gehe da jetzt nicht rein! Ich bin so wütend und ich weiß nicht, warum ich auch traurig bin! „Jetzt müssen wir uns doch freuen“, sagte Vater eben. Ich kann mich nicht freuen und – verdammt noch mal! – wieso fühle ich mich deswegen jetzt auch noch schuldig?!

Wenn ich jetzt reingehen würde – was soll ich denn da? Mir noch mehr Stiche ins Herz jagen lassen? Da wird ausgiebig gefeiert und geschwelgt – und alles ist vergessen!? Die Schande, die auf Vater lag und dazu seine Traurigkeit und Schuldgefühle, die er sich machte. Immer fragte er mich, was er falsch gemacht haben könnte.

Falsch gemacht – wenn ich das höre! Von dem ganz normalen Leben hat er sich doch drücken wollen, das liebe Söhnchen. Das Leben, wie es nun mal so ist – das Leben, das suchen wir uns nicht aus, das muss jeder so nehmen, wie es eben ist! Wo kämen wir denn hin, wenn jeder einfach abhauen würde?

Abhauen – ja, wenn man mich fragen würde – okay, dann müsste ich auch sagen, dass ich gerne auch einmal herausgekommen wäre, gerne anderes erlebt hätte, Freiheit genießen, tun, was ich will. Aber wer würde sich denn dann um alles kümmern? Und außerdem hat mich nie einer gefragt!

Mein kleiner Bruder hat mich nie gefragt – warum hat er vorher nicht mit mir gesprochen? Wir hatten doch so viel miteinander geteilt! Er hat damals nicht nur den Vater verlassen, sondern auch mich. Die ganze Zeit musste ich mir sagen: Ich habe einen Bruder und habe doch keinen. Ich war wütend! Warum ging er ohne mich?

Vater hat mich einmal gefragt, kurz nach dem Weggang, wie es mir gehen würde. Er könne sich auf mich verlassen, habe ich ihm geantwortet. Das würde ihn freuen, sagte er mir daraufhin und blickte mich lange an. Sein Blick – heute weiß ich, dass sein Blick nicht müde war, sondern traurig: mein kleiner Bruder war fort gegangen und ich ließ ihn nicht daran teilhaben, wie es mir wirklich ging. Ich glaube, er wollte mich damals einfach umarmen – aber ich wollte nicht. War er nicht auch daran schuld dass mein Bruder so einfach wegging, leben wollte? Jemand musste doch schuld sein, wenn alles anders wird, wenn das Gewohnte zerbricht, das uns allen Sicherheit bietet, durch das ich mich sicher fühlte! Schuld – ich wusste damals schon, wie dumm das ist. Das Leben ist doch ein Fluss!

Nein, das darf nicht sein, das Gewohnte war gut – ich wollte es allen beweisen. Alles konnte wie bisher weiterlaufen, es geht. Mit ein bisschen Mühe und gutem Willen – Arbeit kann ja neu verteilt werden.

„Jetzt müssen wir uns doch freuen“ – warum habe ich nur diesen Kloß im Hals? Freuen – jetzt. Als Vater das eben sagte, ist irgend etwas – wie soll ich es sagen – in mir zerrissen?! Ich habe nie gefeiert, weder mit Freunden noch mit dem Vater. Er brauchte mir nie einen Ziegenbock geben, denn es gab dafür keinen Anlass. Kann das sein: ich war zu Hause unter all den Menschen und war doch allein?!

Ich habe Vater nie erzählt, wie es mir ging, ich habe ihm nie eine Chance gegeben, mir zu zeigen, mir zu sagen, wer ich für ihn bin. Aber eben – und das zerreißt mich! – hat er jede Zurückhaltung aufgegeben und mir gezeigt, gesagt, was er fühlt und wer ich für ihn bin – wer ich schon immer für ihn war. Ich habe mich so abgeschottet, er konnte es mir nie zeigen.

Mein Bruder ist wieder da. Was wäre, wenn ich jetzt rein ginge...?

5. Fastensonntag 2010 – Lesejahr C

Joh 8, 1-11: die Ehebrecherin

Liebe Schwestern und Brüder,

ein bisschen Schadenfreude, ein Mix aus Wut und Empörung – das mögen wohl die Empfindungen sein, die sich angesichts der Pharisäer und Schriftgelehrten des heutigen Evangeliums melden. Ein hoher moralischer Anspruch, dem nach religiöser Überzeugung gnadenlos gehorcht werden muss, zerschellt an der eigenen Scheinheiligkeit.

Wenn ich jetzt an dieser Stelle ein Wort über die aktuelle Missbrauchsdebatte in Deutschland verlieren möchte, so geschieht das nicht, um hier noch eine Meinung zu platzieren, die gar nicht gefragt ist. Ich möchte als Christ, als religiöser Mensch darüber nachdenken; ich tue das laut und so vielleicht mit Ihnen.

Wie wohl noch nie zuvor in der jüngeren Geschichte erfährt die Kirche bei uns einen enormen Glaubwürdigkeitsverlust und dies sowohl nach außen, als auch nach innen. Die Taten Einzelner, die immer die Taten Einzelner bleiben, erschüttern, weil sie immer wieder auch verdeckt, verschwiegen, vertuscht wurden von denen, die Verantwortung trugen und tragen. Die Kirche hat damit gehandelt wie viele andere Gruppen, Systeme, Familien, Organisationen auch – sie schwieg. Aber andererseits hat sich nur die Kirche, zumindest in den Augen der Öffentlichkeit, zum Anwalt und Herold einer moralischen Ordnung aufgrund göttlicher Bestimmung gemacht. Das verbindet sie mit den Schriftgelehrten und Pharisäern des heutigen Evangeliums – und das lässt sie auch genauso beschämt dastehen!

Als Christ empfinde ich das, was öffentlich momentan nun geschieht, als skandalös verlogen. Angriffsmanöver einerseits aber auch Versuche der Gesichtswahrung andererseits sind so durchschaubar. Ich vermisse, dass es nicht wirklich um die Opfer geht und zwar so, dass wirklich Heilung möglich wird und auch – das ist mir wichtig – um Versöhnung. Jeder redet zwar über die Opfer, aber doch nur, um die Täter und Mitwisser auszuleuchten. Ich frage mich: was passiert, wenn sich jetzt ein Opfer zu erkennen gäbe – und heute als Lehrer, Priester, Jugendarbeiter, Kinderarzt, Kinderchorleiter, Sportlehrer tätig wäre? Als Seminarist hätte er wohl wenige Chancen, es sei denn, er hätte einen Beraterstab von Psychologen im Schlepptau – und in Zukunft würde wohl eher ein Büroposten warten.

Die bleibenden Wunden, die ein solcher Mensch in seiner Seele trägt, kommen kaum zur Sprache, denn hierfür ist nicht einfach nur ein Täter verantwortlich: wo der grundsätzliche Respekt vor der Würde und Integrität des Einzelnen fehlt, wo Sexualität zur Ware und banalisiert wird, wo es um Selbsterfahrung anstatt um Verantwortung geht, sind die bekannten Täter tatsächlich nur die „Spitze eines Eisbergs“!

Ja, ich glaube, dass sich Jesus in der momentanen Diskussion wie im Evangelium bückt und in den Staub der Erde schreibt. Solange wir nicht bereit sind, uns grundsätzlich zu erneuern, zu bekehren, unsere menschenverachtenden Vorstellungen von Freiheit zu lassen, ist mit uns nicht zu reden.

Christus ging es selbst nie darum, wie ER vor anderen dastand. Ihm ging und geht es um die Botschaft des Lebens. Vielleicht müssen wir als Christen genau das wiederentdecken, das Befreiende daran herausfiltern. Wo es uns als Kirche um Macht, Gesichtswahrung oder Einflussnahme geht, sind wir nicht unbedingt auf den Spuren Jesu!

Aber: was ist eigentlich mit der Frau des heutigen Evangeliums, mit der Ehebrecherin? „Geh und sündige von jetzt an nicht mehr“. Da wird keineswegs schöngeredet, was geschehen ist. Es bleibt, was es ist. Aber: bleib jetzt nicht da stehen, Du kannst anders, Du bist geliebt – entfalte das, was Gott in Dich hineingelegt hat. Suche die Erfüllung Deiner Sehnsucht nicht da, wo sie nicht gestillt werden kann!

Es ist anspruchsvoller, die Botschaft Jesu in dieser Weise zu bezeugen, als moralische Gebote und Appelle zu verkünden, die das Herz nicht erreichen. Aber die Menschen brauchen genau diese Botschaft des Lebens. Sie ist auch uns zugesagt, der Kirche. Sträuben wir uns nicht länger, sonst schreibt Christus noch länger in den Staub. Amen.

Gründonnerstag 2010- Lesejahr C

Anteil an IHM haben

Liebe Schwestern und Brüder,

was haben wir Christen unserer Gesellschaft noch zu sagen? Liegt überhaupt ein Mehrwert darin, Christ zu sein, den Glauben zu bezeugen, sich als Teil der Kirche zu verstehen? In diesen Wochen wird es so manchem schwer gemacht, zur Kirche zu stehen. Ihre Fehler und Schwächen sind so beschämend, dass im Zuge einer Reinigung vieles in Frage gestellt scheint. Wozu sind wir eigentlich da, wozu sind wir gut? Wozu sind wir gut – wozu brauchen die Menschen uns? Mit diesen Fragen berühren wir das Zentrum dieser Heiligen Drei Tage, sie können uns ganz aktuell Antwort geben, weil sie eindrücklich in die Mitte stellen, worum es geht. Jeder dieser Drei Tage tut dies auf eine andere Weise.

„Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe!“ (Joh 13,15) Sich niederbeugen, Füße waschen, einen Dienst verrichten, den andere nicht unbedingt tun wollen. Wir tun es, weil Christus es tut. Vieles in unserer Kirche, vieles von dem, was Christen tun, geschieht aus diesem Wort Jesu heraus. Damit haben Christen die Welt verändert und einen Maßstab für Humanität gesetzt. Dieser Maßstab ist nicht selbstverständlich. Er steht da, weil Christus es uns immer wieder sagt. Christen als Lobby für die, die sonst gerne vergessen werden – das ist keine schlechte Visitenkarte für uns in einer Gesellschaft, die uns braucht, wenn sie wirklich human sein und bleiben will.

Aber: ist damit das Entscheidende über uns gesagt? Über den Gründonnerstag jedenfalls nicht und über das „mandatum Domini“, den Auftrag des Herrn, wie die Fußwaschung seit dem Frühen Mittelalter genannt wird, ebenfalls nicht.

Schauen wir noch einmal tiefer hin: Jesus beugt sich nieder, um den Jüngern die Füße zu waschen – den Jüngern! Das waren keine „Sozialfälle“! Petrus sträubt sich und er bekommt gesagt: „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Anteil an mir.“ (Joh 13,8) Du gehörst nicht zu mir, du bist nicht Teil von mir, wenn du das nicht zulässt. Das bekommt Petrus gesagt – das bekommen wir gesagt. Jesus kennt Seine Jünger, Er weiß um sie – besser als sie selbst. Nicht nur Petrus wird das schmerzlich erfahren. „Um dir nahe zu kommen, ist mir nichts zu niedrig, zu gering, zu schmutzig. Ja, ich weiß um dich und deine Schwäche, deine Grenzen, deinen Schatten – glaube mir, du bist mir wertvoll.“ Wenn mir das jemand sagt und mit seinem Leben dafür einsteht – ist das nicht ein Griff bis an die Fundamente meiner Sehnsucht?! So, wie ich bin, wirklich bin, geworden bin, auch mein Schatten, alles. Das hält nicht jeder aus, gerade wenn das Leben meist andere Erfahrungen bereithielt!

„Damit auch ihr so handelt“ – spüren wir, in welche Tiefen das führt?! Zuerst für uns, hier in der Gemeinde, als Kirche. Wenn wir uns so begegnen, im Wissen darum, dass der andere ebenso eine Schattenseite hat wie ich, deswegen aber nicht minder geliebt wird – was hindert mich, ihm diese Haltung Jesu zu bezeugen? So haben wir Anteil an Ihm. Gerade wenn wir aneinander schuldig werden, wenn wir nicht halten, was wir versprechen, wenn unerfüllte Erwartungen dazu führen, dass sich Enttäuschung breit macht – Jesus möchte an den Kern meiner Person vorstoßen und bittet uns, es Ihm gleichzutun. So haben wir Anteil an Ihm!

Was haben wir Christen unserer Gesellschaft zu sagen?, so fragte ich anfangs. Zu sagen wohl wenig, aber zu bezeugen! Wie wertvoll der Mensch ist, jeder, in jeder gesellschaftlichen Schicht. Ja, auch der schuldig Gewordene – das wissen wir als Kirche aus eigener Erfahrung, von Petrus angefangen. Genau das wird uns helfen und begreifen lassen, wozu wir da sind, wozu unsere Gesellschaft uns braucht, was wir zu sagen haben.

Wahrlich nicht aus eigener Kraft! Dass uns ausgerechnet im Priesterjahr, wo es um die Schönheit der Berufung gehen sollte, dieser Skandal um die Ohren gehauen wird, lässt uns alle in der Kirche, von oben angefangen, begreifen, wovon allein wir leben können. Aus Seiner tagtäglichen Begleitung – auch und gerade in der Eucharistie.

Ohne IHN geht gar nichts, wird nichts heil, wird nichts gesund – das müssen wir den Menschen doch sagen, das müssen wir bezeugen. Wir wollen doch Anteil an Ihm haben! Amen.

Karfreitag 2010

Es geht ums Leben

Was wir da machen würden, fragst du mich immer wieder, und warum. Dass wir Christen uns einsetzen, gerade für die, die schwächer sind und denen das Leben übel mitspielt, findest du gut. Aber das mit dem Kreuz, das kannst du nicht verstehen. In der Welt gäbe es doch nun wirklich genug Leid und Tod, da brauchen wir uns das nicht auch noch nach Hause zu holen! Warum wir nicht dem Leben und der Lebensfreude viel mehr Raum geben würden, fragst du.

Heute, an Karfreitag, möchte ich dir antworten, und ich falle gleich mit der Tür ins Haus: es geht ums Leben, ganz und gar, in allen Facetten und Farben. Deswegen blicken wir auf's Kreuz. Das muss ich dir erklären:

Erinnere dich an den Moment, an dem du in der letzten Zeit richtig glücklich warst. Was macht diesen Moment so kostbar? Ich will es dir sagen: dass er einmalig ist, nicht einfach oder ständig zu wiederholen. Jetzt denke an einen schlimmen Moment, den du in der letzten Zeit erlebtest. Was macht ihn so schlimm? Dass er dir die Zerbrechlichkeit des Lebens vor Augen stellte, die Endlichkeit, einfach das, dass nichts bleibt, wie es ist.

Schau jetzt von dir weg und hin zu jemand, den du magst, dem du eine Freude bereiten willst. Wenn du den Grund dafür bis ganz zu Ende denkst, dann ist es doch so, dass du dem anderen sagen willst: es ist gut, dass es dich gibt, ohne dich hätte das Leben weniger Farbe. So ist es auch, wenn du einem anderen in einer schweren Stunde nahe sein willst: du willst ihm Hoffnung schenken. Das kannst du aber glaubwürdig nur, wenn du davon überzeugt bist, dass das Leben siegt!

Was ich dir sagen möchte ist: wer aufmerksam und bewusst lebt, der berührt ständig eine Grenze, die Grenze des Lebens, die Grenze zum Tod. Nicht nur in schlechten Zeiten, nein, gerade auch in den Guten, den schönen Stunden. Wer das Leben wirklich ganz und gar leben, auskosten will, der berührt den Tod. Viele können das nicht, wollen das nicht aushalten. Das können wir überall spüren: wo es bei anderen um das Aushalten von Leid und Schmerz geht, wo Menschen Trauer tragen und nicht einfach zur Tagesordnung übergehen können; wo Menschen schuldig geworden sind und danach suchen, wie ein Neuanfang, von Schuld befreit, möglich ist – da halten es viele nicht aus, einfach da zu sein. Sie möchten sich lieber mit Schönerem beschäftigen. Aber schau dir auch die andere Seite an: wieviel Spaß gibt es in unserer Gesellschaft, oberflächliche Freude, Betrieb – für viele ist das wie eine Sucht, sie werden nie richtig satt, im Gegenteil. Du erlebst kaum jemanden, der zehren kann von einem schönen Erlebnis, das ihn anrührt, tief erfüllt, so dass die Freude lange nachhallt.

Du fragst dich vielleicht, warum ich dir das alles schreibe. Da möchte ich dir antworten: weil es uns ums Leben geht, ganz und gar. Im heutigen Gottesdienst hören und sprechen wir: „Durch seine Wunden sind wir geheilt“ (Jes 53,5). Wir schauen auf Jesus, der furchtbar zugerichtet wurde. Wir wissen, dass Er hätte weglaufen können. Warum hat Er es nicht getan? Weil Er um des Lebens willen aushalten wollte! Warum schlugen die Menschen zu? Warum hassen sie? Warum fällt es ihnen so schwer zu vertrauen? Weil sie Angst haben! Sie haben Angst, das Leben zu verlieren, Angst, ein anderer könnte besser dastehen, Angst, sie könnten sich vergeblich mühen!

Jesus hält aus – bis wir Menschen erschöpft sind. Seine Wunden sind Zeugnisse unserer, meiner Angst, meiner Wunden! Wir wollen doch alle Leben in Fülle, aber überall treffen wir auf Begrenzung, auf Mangel, auf Ende – wer aufmerksam lebt, richtig lebt, der kann doch nur verzweifeln!

Wir Christen setzen uns an Karfreitag aus, dem Kreuz, weil wir wissen, dass da noch etwas ganz anderes kommt. Dass unsere Wunden, die wir tragen und einander schlagen, nicht das Letzte sind – Er hat alle Angst ausgehalten, die wir Menschen haben. Weil Er will, dass wir leben, leben in allen Ängsten, Sorgen und Nöten, in aller Freude und allem Glück.

Am Kreuz, das du siehst und nicht verstehst, hängt einer, der alle unsere Ängste sammelt, alle. ER tut es, damit du lebst, weil du Ihm unendlich viel bedeutest. Kannst du dir das vorstellen? Willst du es? Mehr kann ich dir heute nicht sagen, denn zuerst musst du deine Antwort geben.

Ostern 2010

Liebe Schwestern und Brüder,

sie haben etwas unglaubliches erlebt. Sie erwarteten es nicht. Es traf sie völlig unvorbereitet: inmitten der Trauer, die man gemeinsam durch Beschäftigung zu meistern versucht, erst einmal das Entsetzen: der Leichnam ist weg! Und dann geht es Schlag auf Schlag: zwei Lichtgestalten – Furcht ergreift ihr Herz. Dann das entscheidende Wort: Auferstanden, Er, nicht einfach weg, sondern – ja was?

Das müssen sie erzählen, das müssen die Jünger wissen. Und da kommt die große Ernüchterung: Geschwätz! Hysterisches Frauengeschwafel! Petrus zumindest geht nachschauen und wundert sich.

Liebe Schwestern und Brüder, wenn wir den jüngsten Umfragen glauben, dann hält die Mehrheit der Deutschen die Osterbotschaft der Auferstehung für Geschwätz. Zumindest glauben sie nicht an eine solche. Das ist das Umfeld, in dem wir, die immer kleiner werdende Herde, in diesen Tagen die Liturgie feiern. Die uns bergenden Kirchenmauern – werden sie nicht immer mehr zum Schutzwall?! Die Freude dieser Tage, die uns hoffentlich tief berührt, mit wem teilen wir sie? Mit uns, miteinander – das ist schon etwas. Aber wenn wir ehrlich sind, dann spüren wir, dass diese Botschaft nicht einfach bei uns stehenbleiben darf – sie muss raus, sie muss verkündet werden. Nicht um unsretwillen, sondern um der Menschen willen! Es geht doch nicht einfach um eine Clubmitgliedschaft, um eine Meinung. Es geht doch um die Wahrheit, darum, dass der Mensch erst dann wirklich zu sich selbst findet, wenn er Christus gefunden hat. Den Nächsten zu lieben wie mich selbst, heißt doch, ihm genau das zu wünschen, zu gönnen: Christus zu finden!

Schauen wir noch einmal auf die Frauen des Evangeliums: Die Erfahrung, die sie gemacht haben, können sie anderen nicht einfach weitergeben. Da geht es ihnen wie uns auch! Und selbst wenn es die Erfahrung mit dem Auferstandenen ist. Durch die Erfahrung der Frauen, durch unsere Glaubenserfahrung, wird keiner zum Glauben kommen. Aber: das bedeutet nicht, nichts zu erzählen. Die Jünger mögen gesagt haben, das sei Geschwätz. Aber es hat sie beunruhigt, aufgeschreckt. Petrus schaut nach und nach ihm werden all die anderen auch ihre Auferstehungserfahrung machen. Das angebliche Geschwätz brachte auf die Spur – auf die Spur der Begegnung mit Ihm, mit Ostern. Das ist weitergegangen, bis heute!

Trauen wir es uns zu – wir haben doch Erfahrungen gemacht, sonst wären wir doch nicht hier! Es mögen immer wieder auch Zweifel und Fragen da sein, ja, das lässt uns die Bodenhaftung nicht verlieren. Halten wir nicht mit dem hinterm Berg, was uns erfüllt, Christus möchte auch durch uns an die Menschen heran. Vertrauen wir, dass Er es auch durch unser Stammeln und unser Geschwätz tut. Trauen wir uns, unser Herz hinzuhalten.

Und wenn sie uns antworten: ja schau doch hin, was deine Kirche anrichtet. Ist das die Konsequenz eurer Botschaft? Wenn wir dann aus der Feier dieser Tage heraus in aller Demut und dennoch Festigkeit sagen: nein, das ist es nicht und ja, da ist viel Versagen im Spiel. Aber wir stehen hier, weil wir etwas Wunderbares zugesagt bekommen, was wir in diesen Tagen neu begreifen: Christus sprengt Fesseln, Todesfesseln, wir können sogar singen – im Exultet taten wir das – „o du glückliche Schuld, die Sünde des Adam, diese Schuld, hat einen Erlöser gefunden“ – nicht selbst gemacht, das würde nie und nimmer gehen, sondern geschenkt, von Ihm her!

Er schenkt Vergebung, die wir uns nicht selber zusprechen können; Er schenkt neues Leben, wo von uns aus gesehen alles am Ende ist. Du, Mensch, wir stehen nicht auf einem Sockel, wir sind auch fehlbar, schmutzig, wir enttäuschen uns selbst und einander, wir sind kleingläubig und immer wieder auch verzagt – aber jeder von uns, du auch, ist geliebt, trotz allem, trotz allem!

In diesen Wochen konnte nach vielen Jahren des Schweigens ein Missbrauchsoffer dem Täter verzeihen. Nicht, weil der andere zu Kreuze gekrochen wäre, um Vergebung gefleht hätte, Entschädigung anbot. Nein. Er hat begriffen, dass Jesus für den anderen Sein Blut gegeben hat – und dass es nicht beim Kreuz stehen bleibt, beim durchkreuzten Leben. Da folgt Auferstehung, und das meint jetzt schon neues Leben, nicht weniger, sondern mehr. O Du glückliche Schuld – was kann Jesus aus meinem Leben machen, aus unserem!? Das müssen wir doch erzählen. Halleluja.

3. Sonntag der Osterzeit 2010 – Lesejahr C

Gott mehr gehorchen

Liebe Schwestern und Brüder,

„man muss Gott mehr gerochen als den Menschen“! Wenn wir diesen Satz in einer Zeitung lesen würden, dächten sicher viele von uns erst einmal an radikale Islamisten, die ein Attentat, einen Überfall, einen Mord damit rechtfertigen, dass sie den Gehorsam gegenüber einem angeblichen Willen Gottes ins Feld führen.

Aber dieser Satz findet sich in der heutigen Lesung aus der Apostelgeschichte und es ist Petrus, der ihn gemeinsam mit den anderen Aposteln sagt. Der Zusammenhang ist klar: nicht Gewaltanwendung und Bombendrohung, sondern „Farbe bekennen“, bezeugen.

Wir sind in der Osterzeit und buchstabieren nun während 50 Tagen aus, was wir in der Osternacht wieder feierlich in der Erneuerung des Taufversprechens bekräftigt haben: Dass ich glaube, dass Christus auferstanden ist; dass ich glaube, zu Ihm zu gehören; dass ich glauben, wirklich Teil am Leib der Kirche zu sein. Wir wurden gefragt: „Glaubst Du an Jesus Christus, der gelitten hat und auferstand?“ Diese Frage haben wir bejaht, nachdem wir alle eine andere Frage gestellt bekommen haben: „Widersagst Du dem Satan und all seinen Werken?“ Das sind keine beliebigen Fragen! Hier geht es darum, ob ich Christus als meinen Herrn annehme? Ob ich Ihn bekenne, notfalls auch gegen meine Umwelt, gegen den Meinungsbrei einer Wertneutralität, die sich heute politisch korrekt nennt? Ja trittst du auch gegen deine Erfahrung und Gewohnheiten für Ihn ein, gegen dein eigenes Herz und seine Wankelmütigkeit?

Nein, christliches Leben hat nichts mit „Taliban“ zu tun. Aber auch nichts mit einer harmlosen Beliebigkeit – sondern mit meinem Leben, und das ist ja schließlich nicht beliebig!

In unserem Glaubenskurs, der an Aschermittwoch begonnen hat und in diesen Tagen zu Ende geht, wurde das vielen ganz neu klar, dass christliches Leben ganz eng mit Christus zu tun hat. Denn wir sind oft anderes gewohnt: wir vertrauen auf andere Menschen, auf die Wissenschaft, auf die eigene Klugheit und Lebenserfahrung, auf den Fortschritt, auf die Statistik, auf die eigene Arbeitskraft oder die Lebensversicherung. Von Hause aus genügt uns die Anständigkeit und wir verlangen nicht nach „Heiligkeit“. Das mag ja alles richtig sein – so denkt jeder normale Mensch. Aber: wir sind Christen, wir gehören Ihm. Das ist ein Unterschied. Worin zeigt er sich? Muss ich noch mehr tun? Was denn noch alles?

Der Dreh- und Angelpunkt ist doch: Glaube ich, dass Er, Christus, als Freund mein Leben aktiv begleitet, ja dass Er es führen und lenken will? Mit uns, Seiner Kirche, hat Er etwas vor und jedem von uns hat Er hier einen Ort, einen ganz Persönlichen, zugewiesen. Dies ist wohl das Schwierigste – und das zeigte sich auch im Glaubenskurs – dass ICH gemeint bin, dass ER mit MIR in Kontakt treten will. Welche Konsequenzen hat das? Da gibt's kein Rezept! Da gilt es bloß: verbinde dein Leben mit Ihm! So konkret und lebendig wie möglich! Daran werden die Menschen unserer Gesellschaft auch uns erkennen: dass wir mit Jemandem rechnen, dass da noch Jemand ist.

Natürlich können wir das aus eigenen Kräften nicht und das zeigt uns auch das heutige Evangelium: Die Jünger sind nach Ostern wieder da, wo sie vorher auch waren: am See, fischen – erfolglos. Da begegnet Jesus ihnen. Es kommt aber ganz entscheidend darauf an, dass sie dann das tun, was Er ihnen sagt. Noch einmal das Netz auswerfen, gegen die eigene und gute Erfahrung.

Als österliche Menschen leben, hier, als Gemeinde, als Einzelner. Ihm mehr gehorchen, mehr darauf bauen, dass Er da ist, als ich das im letzten Jahr getan habe. Darum bitten, dass Er mir dazu die Kraft gibt – darauf vertrauen, dass ich vor zwei Wochen, bei der Erneuerung meines Taufversprechens, den Mund nicht zu voll genommen habe. Amen.

4. Sonntag der Osterzeit C – 2010

Weltgebetstag der geistlichen Berufe – Wohin gehst Du?

Liebe Schwestern und Brüder,

„Wohin gehst Du?“ – eine Frage, die Unterschiedliches ausdrücken kann: Interesse, Sorge, Neugier, Kontrolle. Je nach Kontext, je nach Situation und Gesprächspartner reagieren wir unterschiedlich darauf. Wenn wir heute den Weltgebetstag für geistliche Berufe begehen und mit dieser Frage werben wollen, dann muss gleich deutlich werden, was es bedeuten soll und was nicht. Klar ist doch: Christen sind aneinander interessiert, es ist nicht egal, was einer macht. Aber aus welchem Motiv heraus? Das muss klar sein, denn wir sind auch Teil einer Gesellschaft, die die persönliche Freiheit schätzt.

Die ersten Christen, davon hören wir in diesen Wochen aus der Apostelgeschichte, verkünden einen Christus, der Interesse am Menschen hat, der für sie da sein will, der ihnen – auch durch den Mund der Jünger – zuruft: „Wohin gehst Du? Lass mich daran Anteil haben!“ Ja, es geht sogar um noch mehr: „Lass mich Dir den Weg zeigen, mit Dir den Weg gehen, der Deiner ist, den nur Du gehen kannst“:

Das gehört wohl zu einer der wunderbaren Entdeckungen für den, der sich auf den Glauben einlässt: Jeder von uns ist nicht nur biologisch einmalig. Jeder von uns hat seinen ganz einmaligen Auftrag, seine einmalige Sendung – jeder von uns ist ein wunderbares Geschenk Gottes an die Welt. Wir Christen haben einen Auftrag, dies einander zu bezeugen – und auch denen davon eine Ahnung zu vermitteln, die nichts davon wissen, wie besonders sie sind.

„Wohin gehst Du?“ – Interesse zu haben an dem Weg, den Gott mit dem anderen geht – als Freund, Eltern, Angehörige, Nachbarn – egal, ob der andere jung oder alt ist. Gerade an Lebenswenden und in Krisenzeiten können wir die Frage „wie geht es Dir?“ erweitern: „Wohin gehst Du?“ Wohin gehst Du mit Gott, wohin führt ER Dich? Denn, der Weg, den Er Dich führt, ist der beste! Dieser Weg ist nicht unbedingt einer, den wir uns spontan aussuchen würden – und doch gilt es: er ist der beste. Und diesen Weg kann ich – ich bin ja frei – auch verfehlen. Wir brauchen einander!

Gerade darum gilt es heute noch mehr darauf zu achten, wo Christus gerade junge Menschen ruft, die Er im Dienst der Verkündigung braucht, im Dienst der Heiligung, im Dienst des Gebetes. Neben dem Lockruf, mit dem Gott wirbt, braucht es auch die Ermutigung durch uns, die Bestärkung. Gerade weil es um den Lebensweg des anderen geht, der nur in der durch Gott geschenkten Sendung seine Erfüllung findet.

Aber: es wäre zu wenig, ginge es heute nur um den Lebensweg des Einzelnen. „Wohin gehst Du?“ – diese Frage lehnt sich an ein bewegendes Detail der Heiligenlegende des Petrus an: Als er in der Verfolgung, die durch Kaiser Nero über die Christengemeinde hereinbrach, Rom verlassen wollte, begegnete ihm auf der Via Appia, auf dem Weg aus der Stadt, ein Mann in Gegenrichtung. Petrus fragte diesen „Wohin gehst Du?“ und er musste mit Bestürzung erkennen, dass es der Herr selbst war, der ihm antwortete: „ich gehe nach Rom, um mich ein zweites Mal kreuzigen zu lassen!“. Daraufhin kehrte Petrus um, um seine Mission zu erfüllen, um den Weg zugehen, den Jesus gehen will, auf dem Jesus ihn begleitet.

Wohin geht Jesus? Meine Freundschaft zu Ihm soll doch zum Ausdruck bringen, dass ich Seinen Weg teilen möchte. Die Sendung, die Er mir schenkt, ist doch gleichsam ein Stück des Weges, den Er gehen will, den er geht.

Wohin gehen wir als Kirche, als Gemeinde? Hoffentlich immer nur dahin, wohin Er uns führen und begleiten will. Und was Er vorhat, das sagt Er uns doch immer wieder: „Ich gebe meinen Schafen ewiges Leben; sie werden niemals zugrunde gehen und niemand kann sie meiner Hand entreißen“ (Joh 10,27f).

Gehen wir dahin, wo uns das ermöglicht wird? Es lohnt sich, dass wir uns dieser Frage immer wieder stellen, in allen Facetten. Amen.

5. Sonntag der Osterzeit 2010 – Lesejahr C

Alles ist verändert

Liebe Schwestern und Brüder,

vor 2 Tagen auf der Autobahn: was eine kurze Fahrt werden sollte, entpuppte sich als nachmittagsfüllend: Stau! Trotz der Modernisierung, der Spurverbreiterung – einfach Stau. An solchen Dingen ändert auch die Technik nichts. Vor lauter Ärger denkt man dann schon mal: Nichts hat sich verändert!

Nichts hat sich verändert. Ich glaube, dass dies gut ausdrückt, was viele Christen tatsächlich empfinden. Wir haben zwar Ostern gefeiert – aber es hat sich doch nichts verändert. Es ist, als ob wir auf der Autobahn eine schöne Rast eingelegt hätten, aber das ändert doch nichts an der Fahrt, am Stau, daran, dass wir alle vorankommen müssen. So will es tatsächlich scheinen: wir Christen garnieren unser Leben durch ein paar gemeinsame Feste. Das macht's erträglicher. Hat sich durch Ostern nichts verändert – nichts Wirkliches?

Anders gefragt: Was erwarten wir eigentlich? Was sollte, was müsste sich denn durch Ostern verändern, verändert haben? Dass wir ungehindert, mit Sonnenschein und völlig staufrei durchs Leben fahren? Dass es keine Sorgen, Finanzkrisen, Krankheiten mehr gibt? Wäre das ein Zeichen dafür, dass Ostern etwas mit dem Leben zu tun hat? Und weil das offensichtlich nicht so ist, ist Religion, Christentum auch eher verzichtbar!

Hier liegt ein grobes Missverständnis vor und gerade weil wir in der Osterzeit sind, muss das zur Sprache kommen. Was war denn die Sprengkraft der Botschaft, die die ersten Jünger verkündeten? Dass die ganze Natur- und Menschheitsgeschichte einen Sinn hat, einen umfassenden, dass es ein Ziel gibt, einen Endpunkt und dass dieser alles an sich zieht. Die Menschheit ist in Jesus schon bei Gott angekommen, der ganze Mensch, nicht einfach ein Geist. Das Ende von allem, das reiner Sinn ist, Leben, ist schon eingetreten, die Spitze des Zuges ist schon im Bahnhof, oder im Bild: Ganz vorne hat der Stau sein Ende, da ist schon einer durchgefahren.

Dieser Anfang ist Jesus, weil Sein Grab leer ist, weil Er ganz und gar schon in der neuen Wirklichkeit lebt. Wir sind dahin noch unterwegs – hin und wieder auch im Stau – aber das Ziel ist doch nichts Utopisches! Alles erhält seinen Sinn, weil es sein Ziel findet. Das ist der Kern der Osterbotschaft! Darum geht's. Und darum können wir sagen: Alles hat sich verändert!

Und wenn wir so auf die heutigen Lesungen schauen, dann eröffnet sich uns eine ganz neue Tiefe: „Durch viele Drangsale müssen wir in das Reich Gottes gelangen“, so wie jeder andere auf der Autobahn des Lebens auch. Aber wir wissen: es gibt ein Ziel, es hat einen Sinn – auch wenn ich ihn nicht verstehe! Aber Er, auf den unser Weg zuläuft, unsere Fahrt, Er weiß um alles, so sehr, dass ER – wie es in der Offenbarung heißt – „alle Tränen von ihren Augen abwischen wird“. Was für eine Geste! Was wäre, wenn wir einander das bezeugen würden, wenn wir bezeugen würden, was sich durch Ostern verändert – dann ändert sich alles! So, wie es beim Stau auf der Autobahn und bei der normalen Fahrt rücksichtsvolle Fahrer gibt und Rüpel!

Das meint Jesus im Abendmahlsaal, in den wir jetzt im Licht von Ostern noch einmal geführt werden: „Liebt einander“ – schön, aber auf die Weise kommt es an: „so, wie ich euch geliebt habe!“ Das ist der Schlüssel, um Ostern zu übersetzen, darum geht es! Wie liebt Er uns? So, das Er um uns weiß; dass Er meine Angst kennt und die Zweifel; meinen Kleinglauben und den Verrat. So, dass ER um Vertrauen wirbt. Den anderen so zu lieben hat mit einer Lebenseinstellung zu tun – einer Einstellung, die alles verändert.

Wir Christen können es bezeugen, oder wir tun es nicht. Unsere Kirchenbänke sind letztlich Zeugnisse einer Lebenseinstellung, die alles vom Ziel her denkt. Dass Menschen sich setzen dürfen, gerade auch die Gebrechlichen – für die ist Platz. Damals so umwerfend wie es heute noch nicht selbstverständlich ist! Durch Bilder, Symbole und Texte werden Hinweise gegeben: schau, hier sind wir nur auf der Rast, du bist nicht allein, die vielen Heiligen helfen uns – und wir ahmen sie nach. Es wartet eine Wohnung – die ist noch viel schöner als das hier! Den anderen, den es auf der Autobahn des Lebens schwerer gebeutelt hat als mich, darauf hinzuweisen, dass es für uns alle ein Ziel gibt, meine Talente dafür in Dienst nehmen zu lassen. Das kann ein Lebenszeugnis sein, das deutlich macht, dass sich durch Ostern alles verändert hat. Amen.

6. Sonntag der Osterzeit 2010 – Lesejahr C

Ostern verändert alles – II. Teil

Liebe Schwestern und Brüder,

verändert Ostern irgend etwas im Leben unserer Gemeinde, der Kirche, in meinem Leben? Hat Ostern irgendeine relevante Bedeutung? Kirche ist viel in der Presse, momentan selten positiv, oft aus eigener Schuld. Ein Verein in der Krise? Warum hat es nur so oft den Anschein, dass wir nur das sind, ein Verein?

Ich führe die Fragen weiter, die mich schon am letzten Sonntag umtrieben – ich traue mich, sie zu stellen, weil die Lesungen mir Hoffnung geben, vielleicht sogar eine Antwort.

„Frieden hinterlasse ich euch – euer Herz verzage nicht“. Wenn ein Freund mir das sagt, ist es zumindest gut gemeint. Was aber, wenn Christus selbst dieser Freund ist? „Friede“, das meint nicht „Waffenstillstand“ oder „streitet nicht“. Der biblische Friedensbegriff hat mit Gott zu tun: Er, Gott, schenkt mir das Heil, den inneren Stand und die Sicherheit, durch die ich Kraft bekomme, auch all meine menschlichen Beziehungen zu leben – gerade auch die, die schwierig sind.

„Euer Herz verzage nicht“, wörtlich: „sei nicht furchtsam“ – es wird von Johannes nur ein einziges Mal im Evangelium verwendet. „Ich, Christus, bin bei dir, bei euch, glaube nicht, du wärest allein gelassen, hilflos ausgesetzt und wehrlos, weil du dich auf mein Wort einlassen willst“ – und tatsächlich ist das ja immer wieder auch unser Empfinden, das uns quälen kann!

Ist das wirklich mehr als ein frommer Gedanke, auch wenn er vielleicht schön ist? Es muss – für jeden von uns – die persönliche Erfahrung dazukommen. Ohne sie ist der Glaube eine Hohlform.

Die 1. Lesung aus der Apostelgeschichte erzählt uns von einer Erfahrung, einem spannenden Moment der jungen Kirche. Ein Konflikt war ausgebrochen, der die kleine Gemeinschaft zu zersprengen drohte: Können Heiden Christen werden, ohne vorher Juden zu sein? Gerade wenn es um die Treue zu Gott und Seinem uralten Bund mit Seinem Volk geht?! „Frieden hinterlasse ich euch – euer Herz fürchte sich nicht“ – was heißt das? Da wurde von den Jüngern deftig gestritten, Politik gemacht. Klar war: nicht einfach eine Meinung wurde vertreten, sondern eine Überzeugung, die auf dem Glauben aufruh. Wer hat nun Recht?

Durch Jakobus wurde eine Kompromissformel gefunden, ein Kompromiss, der von beiden Seiten Opfer fordert, der aber die Treue zum Ursprung wahrt und doch offen ist für das Neue, das Gott wirkt. Denn das ist das Entscheidende: auf Gottes Wirken eine entsprechende Antwort zu finden. In dieser Weise zu streiten, zu ringen, offenbart, dass die Jünger es Ernst meinten: Wir sind die Glieder, ER das Haupt, niemand hat die Weisheit gepachtet – alle müssen wir gemeinsam aufeinander hören – so wird Friede Gottes gelebt. So wächst Gemeinschaft, so kann Beziehung vertieft werden. Wenn ich weiß, dass es darum geht, dass Gott sich durchsetzt, brauche ich keine Angst zu haben.

Verändert Ostern irgend etwas?, so habe ich begonnen. Ja, sehr viel, alles. Aber es hängt an mir, an jedem von uns. Zum einen ist es eine grundsätzliche Lebenseinstellung – wie bei einem Kompass - , dann aber auch die Erfahrung, die sich erst dann einstellt, wenn ich bereit bin, mich auf eine solche einzulassen. Die Erfahrungen anderer – 2000 Jahre Kirchengeschichte – können helfen, diesen persönlichen Sprung – und das ist er immer! – zu wagen.

Dann kann ich nicht blauäugig, aber dennoch gelassen den Herausforderungen meines Alltags begegnen: in Kirche, Gemeinde und Welt, in meinem Leben und persönlichen Umfeld. Es wächst eine Zuversicht und ein Vertrauen, nicht theoretisch, sondern ganz konkret. So, wie in jeder Beziehung. Ostern will ja vor allem das sein und ermöglichen: dauerhafte Beziehung mit Ihm, Christus. Es tröstet mich schon jetzt eine Vision, wir hörten davon in der 2. Lesung, dass möglicherweise erst im Himmlischen Jerusalem aller Streit und jeder Kompromiss in einen wirklich versöhnten Frieden mündet. Diesen Weg jetzt aber schon zu beschreiten, ist uns aufgetragen. Und das kann jetzt schon alles verändern. Amen.

Christi Himmelfahrt 2010 – Lesejahr C

Was verkünden wir heute?

Liebe Schwestern und Brüder,

viele Gespräche in den letzten Wochen, dazu unzählige Berichte in Zeitung und Fernsehen – was ich derzeit spüre ist eine um sich greifende Lähmung, eine Traurigkeit, eine Perspektivlosigkeit in unserer Kirche. Ich möchte ehrlich sein: das erste Mal, seit ich mich auf meinen Glauben eingelassen habe und ihn in der Kirche leben will, greift diese Stimmung auch auf mich über! Viele Beispiele ließen sich finden, um dies zu illustrieren; viele Versuche, um dafür Schuldige zu benennen – aber was soll das bringen? Irgendwie verabschiedet sich ein Bild von Kirche, etwas, was vielen von uns bisher fast selbstverständlich Heimat war.

Im heutigen Festevangelium ist auch von Abschied die Rede. Bisheriges wird beendet, eine Ära ist zu Ende. Keiner weiß, wie es weitergeht, aber alle wissen, dass es weitergeht – völlig anders, als bisher, aber das spielt keine Rolle. So ist am Ende des Textes auch von Freude die Rede – und nicht von Traurigkeit oder Resignation. Christus geht, entzieht sich der bisher gelebten Nähe zu seinem Jüngerkreis – und es herrscht Freude.

Worin besteht diese Freude? Wenn ich die Texte richtig verstehe, dann haben sie damit zu tun, dass die Jünger einen Schatz in Form einer Botschaft in den Händen – und in den Herzen! – tragen, der nicht nur für sie von Wert ist, sondern dem Bedürfnis aller Menschen entspricht. Was kann das sein?

Die drei synoptischen Evangelien sagen es gleichermaßen, aber mit jeweils anderen Worten: Umkehr, damit Sünden vergeben werden; lehren, damit die Worte Jesu gehalten werden; taufen, um gerettet zu werden. Darauf warten die Menschen? Was ist daran erstrebenswert?

Mit diesen Worten holen wir doch keinen mehr hinter dem Ofen hervor! Das im Ansatz zu versuchen, würde eine völlige Realitätsblindheit offenbaren.

Aber was steht den hinter den Worten Jesu – denn ich gehe davon aus, dass es, da es Seine Worte sind, um etwas ganz Elementares und Lebensnotwendiges geht!

Was sollte durch Jesus ermöglicht werden? Der Zugang zu Gott, der Zugang zum Leben. Damit aber auch der Zugang zum Menschen, so, wie er wirklich ist. Was Ostern dauerhaft verändert hat, ist, dass jeder von uns eine Beziehung zu Christus leben kann. Wenn ich das erst einmal ahne, dann bekomme ich den Mut, mein Leben immer mehr danach auszurichten. Dann spüre ich auch: Wir Menschen sind einander oftmals „Wolf“ geworden! Neid, Missgunst, Egoismus; Herrschen wollen, Vorteile ausschöpfen, überall bekommen wir das vor Augen gestellt. Was wir momentan in der Wirtschaft erleben ist nichts anders als ein Ausfluss solchen Denkens. Und wir erleben es auch in der Kirche, der Papst hat dies erstmals so unmissverständlich ausgedrückt! Die Botschaft Christi ist aber demgegenüber: Hör doch auf, dir dein eigenes Himmelreich bauen zu wollen – es geht sowieso nicht. Lass dich doch darauf ein, der zu werden, der nur du sein kannst. Das kannst du aber nur in Gemeinschaft mit mir.

Das haben die Jünger erfahren – sie, von denen die meisten zur damaligen Zeit völlig einfache und „unbedeutende“ Menschen waren, lassen sich ihren Wert von Gott her zusagen, ihre Rolle, ihre Sendung. Da sie selbst diese befreiende Botschaft spüren, wissen sie, welche Bedeutung sie für andere haben kann. Sie freuen sich, denn sie wissen: das kann alles verändern.

Das hat es auch – wenn auch langsam und gegen viele Widerstände hinweg.

Um den Anfang wieder aufzunehmen: Kirche verändert sich momentan gewaltig – und ich glaube, dass dies gut ist. Die Jünger bekommen beim Abschied gesagt, sie sollen warten, bis der Beistand aus der Höhe da ist, der Heilige Geist. Vielleicht kann uns das heute auch eine Hilfe sein: Nicht passiv warten, sondern aktiv darum bitten, dass wir gezeigt bekommen, wo und wie es lang geht. Dabei auch um den Mut, die Zeichen auch sehen zu wollen. Die Sprengkraft unseres Glaubens kam daher, dass dem Menschen Großes zugesprochen wurde. Vielleicht braucht es das wieder neu: Dass wir die Sicht Gottes auf den Menschen verkünden – und nicht darüber klagen, was wir alles nicht können, was alles nicht mehr da ist oder anders wird. Ich merke, dass mir diese Perspektive selbst Mut macht. Amen.

7. Sonntag der Osterzeit 2010 – Lesejahr C

Worauf warten wir?

Liebe Schwestern und Brüder,

die heutigen Lesungstexte sind sperrig, sie scheinen uns nichts zu sagen. Woran liegt das? Gottes Wort? Es wäre doch jetzt bestimmt einfacher, den Menschen anzusprechen mit seinen Bedürfnissen und Problemen! Bestimmt. Aber ich will mich dennoch nicht drücken.

Woran liegt es, dass die Texte heute so wenig ansprechend sind? Ich glaube, weil sie von etwas reden, was uns gar nicht mehr wichtig ist – und damit reden sie an uns vorbei!

Es geht letztlich darum, dass Christus wiederkommen wird: der, der gestorben und auferstanden ist, will uns zu sich holen – in Seine Herrlichkeit. Ich behaupte jetzt: darauf sind wir gar nicht scharf! Uns eint doch mit all unseren Zeitgenossen, ob gläubig oder nicht, dass wir an den Fortschritt glauben, an die Verbesserung aller Lebensumstände, an Gesundheit und Wohlstand. Die einen brauchen zum Abspannen den Fitnessclub, die anderen einen Verein, wir halt die Kirche – in einer säkularen Gesellschaft darf sich jeder wie er möchte seine Freizeit einrichten, er darf den anderen nur nicht stören oder bedrängen. In diesem Sog sind wir als Christen drin – und so können uns die Texte heute gar nichts sagen!

Sie sprechen nämlich davon, dass wir „im Übergang“ sind, dass es etwas gibt, was noch aussteht und das wir uns auch nicht machen können. Das betrifft einmal jeden von uns: dass wir auf diesen Übergang zugehen, den wir in der Taufe schon vorweggenommen haben: den Tod. Die Gemeinschaft der Kirche begleitet das: die Feste und Riten, die wir gemeinsam begehen, sollen uns immer wieder darauf ausrichten. Keine Angst machen, sondern im Gegenteil: Angst nehmen! Das Beste kommt noch – für jeden von uns. Die Gemeinschaft, die Stephanus sieht, die Himmlische Stadt, die uns offen steht, damit wir dort sind, wo Christus ist. Mich hat in diesen Tagen eine Predigt des Heiligen Bernhard begeistert, der genau das seinen Mönchen in diesen Tagen um Himmelfahrt vermitteln wollte. Da begreift man, welches Feuer im Zisterzienserorden am Anfang loderte!

Dass wir im Übergang sind, betrifft aber auch uns als Kirche: die Kirche will Wegbereiterin des Reiches Gottes sein, nicht schon Endstation. In der Zeit mit all ihren Veränderungen will sie hinweisen, will sie deutlich machen, dass sich Freundschaft mit Christus lohnt. Aber so wie der Freund Christus – der Bräutigam, wie er in der 2. Lesung aus der Offenbarung des Johannes genannt wird – durch den Tod hindurch gegangen ist, um in Seine Herrlichkeit einzugehen, so muss dies immer wieder auch die Kirche.

Wir erleben das gerade – und natürlich ist das schmerzlich. Wenn dieser Schmerz Ausdruck des Abschieds ist, den wir erleiden, dann ist das verständlich, denn dieser Schmerz sagt: es war gut, danke, du hast mein Leben reich gemacht. Aber diesen Schmerz erleiden wir doch als Christen: es geht weiter, es kommt etwas Neues, das, was ER uns schenken will – nichts von uns Gemachtes!

Ja, ich möchte mit Ihnen aus dieser Hoffnung leben, eine Hoffnung, die aus dem schöpft, was Christus uns verheißen hat. Hier wird für mich jeder Vereins- und Clubgedanke überstiegen. Wohin es führen wird, weiß ich nicht – ich brauche es aber auch nicht zu wissen. Einzig wichtig ist doch, dass Gott uns Menschen begleiten will – das hat Er bisher getan und ER hat Seine Kirche geführt, ob mit oder ohne ihre Zustimmung.

„Bereitschaft zur Bewegung“ heißt das in unserem Bistum. Das dürfen wir nicht missverstehen: Lasst uns alles anders machen! Das kann es nicht sein. Lasst uns darauf schauen, wie die Zeichen der Zeit zu deuten sind – so dass wir uns darauf einstellen, wo Christus schon längst am Fügen und Leiten ist.

Wo es ins Jammern und Klagen führt, ist es letztlich ein Zeichen dafür, dass wir zu wenig darauf vertrauen, dass Er am Werk ist. Dass wir es nicht mehr gewohnt sind, wirklich nach Seinem Willen zu fragen. Ich glaube, dass uns deshalb die heutigen Texte erst einmal gar nichts sagen – wir laufen Gefahr, dem Trend der Zeit nachzulaufen, der heißt: unser Wille geschehe. Denken wir um – es lohnt sich. Und bitten wir so gerade in diesen Tagen um den Heiligen Geist. Amen.

Pfingsten 2010 – Lesejahr C

Worum geht's?

Liebe Schwestern und Brüder,

Pfingsten, Geburtstag der Kirche – ein Freudentag? Ein Tag des Dankes? Der Perspektive? Nicht erst angesichts der jüngsten Skandale, sondern schon länger fragen wir uns doch: welche Sprache sprechen wir eigentlich – was haben wir den Menschen, vielleicht sogar uns selbst zu sagen? Das ist der Dreh- und Angelpunkt. Die Zeit, in der wir uns befinden, da vieles anders wird, sich verändert, da kommen wir um diese Frage nicht Drumherum: worum geht's, was ist der Dreh- und Angelpunkt und welche Sprache sprechen wir, um davon Zeugnis zu geben?

Zwei unterschiedliche Pfingsterzählungen haben wir eben gehört und da wird schnell klar: da geht es nicht um Historie, da geht's um Erfahrung! Johannes bündelt alles am Ostertag selbst: Aus Furcht waren die verschreckten Jünger zusammen, die Türen nach außen verschlossen, nach innen waren sie verunsichert durch eigenartige Berichte. Da kommt Er, Frieden schenkend und sie so sendend.

Aber wozu? Was ist der Auftrag? „Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben“ – das ist der Auftrag Jesu! Und was verkünden wir? Schämen wir uns für diesen Auftrag und suchen uns lieber anderes, Gefälligeres? Verstehen wir den tieferen Sinn dieser Befreiung, die Jesus den Jüngern und uns schenkt?

Im Glaubenskurs war es vor einigen Wochen für manche eine Befreiung zu hören und zugesagt zu bekommen: Du bist ein Geschenk Gottes an die Welt, du bist gewollt, bejaht, geliebt! Das ist nicht banal. Das ist überlebenswichtig! Viele Menschen hören das nicht, nie, erfahren es nicht! Sie müssen funktionieren, werden abgeschrieben, „outgesourct“.

wir entwickeln Strategien, um diesem inneren „schwarzen Loch“ zu entkommen – wir wollen uns holen, was wir nicht bekommen und erlangen es doch nie. Religiös heißt das Sünde: auf Teufel kommt raus das Glück machen zu wollen. Statt den Schatz Gottes zu suchen nach Schnäppchen zu jagen – und es ist ja auch so verlockend: „entdecke die Möglichkeiten“! Aber wir können uns die Liebe nicht verdienen, nicht machen und auch nicht kaufen!

„Deine Sünde ist Dir vergeben“ – das ist Befreiung! Gott ist kein kleinlicher Krämer, der erst Genugtuung braucht! Er ruft mir zu: bleib doch stehen, schau doch, hier, jetzt, der Himmel ist offen – traue Dem, der dich geschaffen hat, Ihm und Seinen Möglichkeiten mit dir! Lebst du schon oder suchst du noch?

Zur Zeit der Apostel war das eine unerhörte Botschaft. Heute nicht mehr? Ich bin davon überzeugt und das ist meine Erfahrung, dass es heute noch genauso der Sehnsucht der Menschen entspricht. Aber: verkünden wir sie in der Sprache der Menschen?

Die Apostelgeschichte erzählt uns, wie die Apostel am Pfingsttag die Botschaft Jesu verkünden: in allen Sprachen! Der Geist Gottes als Sprachlehrer. Das war und ist nicht Leistung des Menschen, keine Frucht von Vokabel pauken. Nein, etwas ganz und gar anderes! Das muss man erleben, erfahren, keine Theorie, sondern Praxis, wie Liebe, wie Freundschaft!

Liebe Schwestern und Brüder, die Botschaft Jesu und Sein Auftrag sind gleich geblieben – weil der Mensch Mensch ist. Weil er darauf wartet, etwas zugesprochen zu bekommen, das Wort, das ihn lächeln lässt: Du!

Wir sprechen momentan viel von Strukturen in unserer Kirche und den Gemeinden, von Veränderungen, davon, dass vieles nicht mehr so ist, wie es war, dass Traditionen abbrechen. Aber Strukturen dienen doch nur als Gerüst für den Inhalt. Wenn sie nicht mehr halten, findet sich Neues; Traditionen sind doch wie Laternen, die den Weg beleuchten, um sicher gehen zu können – nur Betrunkene halten sich daran fest!

Feiern wir den Geburtstag der Kirche. Lassen wir uns jetzt von Ihm wieder zusagen: „Fürchtet euch nicht, der Friede sei mit euch!“ Wagt euch aus der Enge eurer Befürchtungen hin zur Sehnsucht der Menschen – erzählt es ihnen, in allen Sprachen die ihr sprecht: der Sprache der Männer, der Frauen, der Kinder, der Alten, der Geschiedenen, der Trauernden, der Kranken, der Gescheitern und Glücklichen – es lässt sich in allen Sprachen sagen: weiß Du, wie wertvoll du für Ihn bist? Amen.

Liebe Schwestern und Brüder,

es ist für mich erstaunlich, wie die Jünger in der eben gehörten Perikope anfangs reagieren. Dabei merke ich, wie nahe sie uns damit sind! Die Jünger haben bereits eine gemeinsame Geschichte mit Jesus hinter sich und dabei so allerhand erlebt: einige Heilungen; die Stillung des Seesturmes; die Aussendung mit der Entdeckung, zu was sie, die Jünger, in seinem Namen alles fähig sind. Und jetzt, am Ende eines Tages in einer einsamen Gegend: „Schick die Menschen weg!“ Was mich hier so wundert ist, dass sie Jesus nicht fragen: „Was sollten wir tun? Wir sehen hier eine Schwierigkeit!“ Sie hatten bisher nie eine Lösung für ein Problem gehabt, aber sie konnten so oft erleben, wie Jesus Dinge tat, die sie sich so nicht hätten ausdenken können. Die Jünger kapitulieren vor der Realität, wie sie sie wahrnehmen und wollen auch Jesus in dieses Boot mit hinein nehmen. Irre ich mich, wenn ich behaupte, dass uns diese Haltung der Jünger nicht ganz fremd ist?

Schwierigkeiten kennen wir genug, als Kirche, als Gemeinde, als Einzelne. Aber wo glauben wir auch daran, dass Gott damit schon längst eine Absicht verfolgte – und eine Lösung, bei der wir gar nicht so schlecht dastehen?! Entweder wir nehmen Schwierigkeiten gar nicht richtig wahr, weil wir sie nicht sehen wollen, oder wir dramatisieren so sehr, dass wir letztlich in Panik oder Traurigkeit verfallen müssen! Dabei ginge es nur darum zu sagen: „Jesus, ich, wir wissen da nicht weiter. Kannst Du helfen? Was sollen wir tun?“

Jesus reagiert: Er scheint die Verantwortung an die Jünger wieder zurückgeben zu wollen: „Gebt ihr ihnen zu essen!“ Das macht Jesus nicht aus einer Laune heraus, Er bezweckt etwas und das ist für das Weitere wichtig zu beachten: Die Jünger offenbaren die nackte Tatsache: wir haben nur so viel, dass es gerade noch für uns selbst reicht. Und sie bekunden den Grad ihrer Bereitschaft, hier etwas zu tun: weggehen und einkaufen.

Das möchte ich von den Jüngern noch lernen: Mir einzugestehen, gerade auch vor Jesus, wer und was ich bin, was ich habe. Mich auch nach der Bereitschaft fragen, was ich für eine eventuelle Lösung einer Schwierigkeit selbst einbringen kann und will. Wo kommt das bei uns vor? In unserem persönlichen Gebet, in unseren Gremien, in unseren Gemeinden und auch in unserem Einsatz für das Wohl der Menschen, die hier mit uns wohnen und leben? Wo und wie erleben unsere Zeitgenossen, wie wir mit Schwierigkeiten umgehen, was wir einsetzen, worauf wir vertrauen?

Ich erlebe zurzeit gerade in der Kirche Angst und Unsicherheit, Misstrauen – eine zunehmende Unzufriedenheit, ja beinahe auch Resignation. Das sind für mich aber keine Kennzeichen einer Kirche Jesu! Was ist da passiert? Was geht da vor? Mit den Jüngern möchte ich da zu Jesus sagen: „Schick all das Bedrängende weg!“

Das Evangelium geht weiter – jetzt beginnt der Part Gottes. Zweierlei geschieht: Zum einen teilt Jesus die Menge in überschaubare Gruppen. Das ist die Aufgabe der Jünger, das zu organisieren. Was wir da leicht überlesen: Die Menschen sollen sich in Gruppen zu ungefähr fünfzig zusammensetzen. Das ist kein Zufall! Die Zahl fünfzig bezeichnet die Zeit der Freude, der Fülle, der Vollendung, der Befreiung. Die Menschen dürfen, ja sie sollen etwas von Gott erwarten! Fragen wir uns selbst: Ist das so? Zum anderen: Jesus blickt zum Himmel – der guckt nicht in die Luft! Der Blick zum Himmel – hätte der Evangelist Lukas das nicht erzählt, er hätte das Wichtigste weggelassen. Er hätte bloß von einem Wunder erzählt, aber nicht davon, dass Gott unsere Grenzen sprengt. Jesus bringt die Jünger dazu, ihre Grenze zu benennen, ihr Nichtkönnen. Und ER weitet den Kreis, nach oben hin, um DEN wirken zu lassen, dessen Willen er selbst tun will.

Wenn wir mit Jesus auf dem Weg sind und das heute durch die Prozession wieder zeigen, dann heißt das nicht: Schaut her, wie toll wir sind, schaut her, was wir alles auf die Beine stellen, schaut her, wir sind auch noch da. Nein, wir zeigen: Zu Jesus darfst du kommen, wie du bist, und wenn du in Not bist, dann schickt Er dich nicht weg. Im Gegenteil: Er ermutigt dich, deine Grenze, dein Nichtkönnen zu benennen, zuzugeben, dass dir etwas nicht gelingt. Christen gehören nicht zu denen, die keine Grenzen kennen – wir gehören zu denen, die sie Gott hinhalten, die sie sprengen lassen. Das ist etwas ganz und gar anderes. Und ich glaube, wir sollten uns selbst wieder neu zu diesem Zeugnis ermutigen. Wir brauchen es – und viele warten darauf! Amen.

10. Sonntag im Jahreskreis C – 2010

Jesu Mitleid mit der Witwe von Nain

Liebe Schwestern und Brüder,

wer als Israelpilger unterwegs ist, der kommt von seinem Besuch auf dem Berg Tabor Richtung Nazareth auf der Hauptstraße an einem kleinen Marktflecken namens „Nain“ vorbei. ein kurzer Hinweis im Bus: „Hier liegt Nain“ – „ah, oh, richtig, die Sache mit der Totenerweckung“ – schon ist der Bus vorbei. Ein Stopp lohnt nicht wirklich, wenn man etwas sehen will. Und doch kann Nain Spuren hinterlassen.

Es bleibt für mich unvergesslich, wie ich nachmittags ins Krankenhaus gerufen wurde: plötzlicher Kindstod! Völlig unvorbereitet stand ich am kleinen weißen Sarg von Konrad, der einen Tag alt geworden ist. Neben mit die Eltern, ein Großelternpaar, eine junge Frau, die Patin werden sollte. Wenn im Evangelium erzählt wird, dass Jesus Mitleid hatte, weiß ich, dass das Originalwort sinngemäß „vor Mitgefühl drehen sich mit die Eingeweide um“ heißt. Das spürte ich. Aber das Mitleid bezog sich nicht auf den kleinen Konrad – wo konnte dieses Engelchen denn anders sein als in den Armen Gottes?

Mein Mitleid, mein Mit-Leiden, bezog sich auf die Familie, vor allem die Eltern. Ein Gebet sprechen, wenig sagen – was auch? – und dann? Die Erzählung aus Nain, die nur bei Lukas überliefert wird, bekam für mich eine ganz neue Bedeutung. Oft wird diese Perikope überschrieben mit „die Auferweckung des Jünglings von Nain“, aber ich fand besser zu sagen: „Jesu Mitleid mit der Mutter“. Denn das ist es, was uns hier entgegentritt: Jesus, dem hier das erste Mal im Neuen Testament der Gottestitel „Kyrios“, „Herr“, gegeben wird, zeigt sich im Mitfühlen des Leids eines anderen diesem eng verbunden. Wie eng, das hatte ich selbst erfahren!

Jemand könnte sagen: Mitleid, schön und gut, aber das Entscheidende war doch, dass Jesus der Mutter, Witwe zumal, den Sohn wiedergeschenkt hat, den Jungen wieder zum Leben erweckt hat. Zumindest in Nain. Und zum Leidwesen unzähliger Mütter und Väter danach nie wieder!

Geht es wirklich um die Totenerweckung? Meine Erfahrung war und ist eine andere und so verstehe ich seither auch das Evangelium: Das Leid der Mutter steht im Zentrum und daneben steht nicht einfach jemand, der Mitleid hat, sondern in Jesus Gott, der Herr selbst. Und wenn es Gott ist, der da ist, dann handelt Er! Dann hilft Er! Dann nimmt Er sich dessen an, der bedürftig ist. In welcher Weise auch immer! Denn: nicht der Sohn war tot, sondern eigentlich die Mutter, denn sie war ohne Lebensperspektive. Schließlich glauben wir doch daran, dass unsere Verstorbenen leben! Aber hier zu leben, ohne Leben zu verspüren ist kein Leben!

Die Eltern von Konrad, die ich nach diesem traurigen Tag nicht mehr sah, da sie außerhalb wohnten und dort einen Pfarrer hatten, gingen mir lange im Kopf herum und immer wieder im Gebet: „Zeig Dein Mitleid, hilf, wie auch immer, schenke neues Leben, lass Nain nicht eine einmalige Episode sein“!

Zwei Jahre später klingelte das Telefon: „Herr Pfarrer, erinnern Sie sich an uns? Wir sind die Eltern von Konrad. Konrad hat eine Schwester bekommen und wir bitten Sie um die Taufe“. Das Gespräch mit den Eltern war etwas tief Bewegendes. Sie erzählten von den dunklen Monaten, dem langsam wieder ins Leben kommen – und sie erzählten davon, dass sie wussten und spürten: Gott ist das nicht egal, Konrad ist bei Ihm gut aufgehoben – was für ein Trost für eine Mutter! – und Er führt. Zum Leben. Für die Eltern ist klar: Ihre Tochter hat einen Bruder im Himmel, einen Schutzengel. Sie wissen nicht, warum das alles über sie gekommen ist – eine unsinnige Frage! -, aber sie wissen um eine Kraft, die sie mit dem Leben und mit ihrer Ehe auf eine ungeheure Weise verwurzeln ließ.

In Nain ist heute kaum etwas zu sehen. Aber es erzählt dennoch viel. Es erzählt davon, dass Gott sich durch unser Leid tief anrühren lässt und dass ER handelt: dass Er Leben schenkt, neu, wo wir selbst keine Perspektive mehr sehen. Das ist Frohe Botschaft. Gerade auch für die, die anderen in schweren Stunden, Wochen, Monaten nahe sein wollen und in Versuchung kommen zu glauben, dass das Dunkel doch das letzte Wort hat. Amen.

12. Sonntag im Jahreskreis C – 2010

Für wen halten uns die Leute?

Jesus fragt Seine Jünger: „Was meint ihr, für wen halten euch die Leute?“

Liebe Schwestern und Brüder,

die Abwandlung der Frage Jesu kam mir spontan in den Sinn, als ich mich mit dem Evangelium des Sonntags beschäftigte. Diese Frage hat einen konkreten, ich möchte sagen knallharten Hintergrund. Dies betrifft uns alle und mir will scheinen, die treuen Gläubigen fast mehr als die hauptamtlich in der Kirche Beschäftigten. Wie sehr müssen Sie sich gerade in den letzten Monaten vor Ihren Freunden, Nachbarn, Arbeitskollegen verteidigen, rechtfertigen, belächeln lassen, dass Sie zur Kirche gehören, dass Sie in den Gottesdienst gehen. Da kann es schwer werden, von Herzen der Kirche die Treue zu halten, zumal Fragen ja auch aus dem eigenen Herzen kommen: Warum sind Strukturen in der Kirche so? Ist das Gesicht Jesu wirklich sichtbar oder nicht vielmehr typische Machtphänomene, die wie in jedem anderen großen Konzern auch die Spielregeln bestimmen?

Ich selbst habe auf diese Fragen keine Antwort. Vielmehr ist es mir ein Bedürfnis, Ihnen heute erst einmal dafür zu danken, dass Sie das alles aushalten und in Treue durchtragen. Viele halten das nicht aus, wofür die Leute uns halten – ich sehe es an den Austrittserklärungen, die bei mir auf dem Schreibtisch landen.

Gerade deswegen müssen wir auch der zweiten Frage des Evangeliums Raum geben, wieder in veränderter Form, und dabei auch die Antwort suchen, die nicht so einfach offen daliegt. Die zweite Frage stellen wir: „Und du, Jesus, wofür hältst Du uns?“ Zugesagt bekommen wir in den Evangelien: Ich nenne euch Freunde – Brüder und Schwestern gegenüber dem gemeinsamen Vater.

Freunde Gottes – das ist unsere Würde, unsere Bestimmung. Das ist Seine Zusage. Kirche ist für mich zuallererst ein Raum, an dem mir das zugesagt wird, an dem ich mich darüber freuen kann, etwas zu sein, was ich nicht machen und kaufen kann, was ich nicht durch Wohlergehen erwerben kann.

Als ich vor 1 ½ Wochen zum Abschluss des Priesterjahres zu einem internationalen Priestertreffen in Rom war, war genau das die Erfahrung, die vielen zuteil wurde: nur die Freundschaft zu Christus macht uns zu dem, was wir sind!

Die Krise, der Ansehensverlust der Kirche – all das macht mir neu und vielleicht auch erstmalig bewusst, worauf es ankommt. Wir tragen einen Schatz in irdenen, zerbrechlichen Gefäßen, wie es Paulus im 2. Korintherbrief sagt. Wie konnte es dazu kommen, dass das Gefäß wichtiger wurde als der Schatz – denn: nicht der Schatz ist in der Krise. Vielmehr ist dieser Schatz kaum mehr bekannt!

Der Schatz, der darin besteht, dass Gott Seinen eigenen Sohn einsetzt, der den Weg bis ganz unten geht, damit wir „Christus anziehen“ können, wie es in der heutigen Lesung aus dem Galaterbrief heißt. Jeder ist zu der Freundschaft mit Christus gerufen, jeder, ohne Vorbedingungen. Den Menschen zu sagen, zu verkünden: Ihr seid da, weil ihr geliebt seid, ihr seid gewollt – lasst euch von Ihm sagen, was alles noch in euch steckt! Dafür müssen wir nichts Großes leisten, es reicht, meinen Alltag, so wie er ist, das tägliche Kreuz, als den Ort zu entdecken, an dem Er, Christus, neben mir steht.

Liebe Schwestern und Brüder, lassen Sie uns das gemeinsam neu erfahren und dabei entdecken, dass eine solche Kirche bei den Menschen hoch im Kurs steht. Dabei werden uns keine Strategiepläne helfen, auch wenn man hin und wieder den Eindruck bekommen kann, dass es manchen Verantwortlichen nur darum zu gehen scheint!

Haben wir den Mut, Christus zu den Menschen zu tragen. Wir werden staunen. Und offene Türen finden. Amen.

18. Sonntag im Jahreskreis – Lesejahr C 2010

Reichtum vor Gott – der Sinn des Lebens

Liebe Schwestern und Brüder,

Ferien, Zeit für Erholung, Zeit, um Dinge zu tun, die sonst eher zu kurz kommen; Zeit für Menschen, für ein gutes Buch; Zeit für einen Rückblick, für eine Standortbestimmung, für Zukunftsvisionen. Ich mache da jedes Jahr die Erfahrung: wenn das gelingt, gehe ich wirklich erholt – und damit gestärkt – in den Alltag zurück.

Das heutige Evangelium betrachte ich in gewissem Sinne als „Ferienevangelium“. Nicht, weil es leichte Kost wäre – das ist es keineswegs –, sondern weil es mich dazu einlädt, grundsätzlicher nachzudenken, nachzufragen. Und wie ich gerade sagte: Ferien bieten sich dafür sehr gut an!

Jesus steht mitten in der Verkündigung des Reiches Gottes. Er verdeutlicht, lehrt, mahnt, Er provoziert – gerade dadurch möchte Er die Menschen aufbrechen für das Neue, das Er verkünden will. Er hat Autorität, das ist zu spüren. Und Er begegnet Menschen, die sich diese Autorität gerne zu nutze machen möchten – aus sehr selbstsüchtigen Motiven: Er möge doch bitte in Erbstreitigkeiten eingreifen und Partei ergreifen!

Der Bittsteller fühlt sich durchaus in Not – und Jesus kommt doch, um der Not zu begegnen, sie zu lindern. Gerade deswegen legt Er als Arzt den Finger in genau die Wunde, die schmerzt, die Wunde, aus der der Lebenssaft strömt: Der Sinn meines Lebens, was ist mir wichtig?

Jesus illustriert dies mit einem Gleichnis: Ein Mann lebt im Überfluss, seine Sorge ist es, diesen Überfluss in der besten Weise zu sichern, in der Hoffnung, dass dann, wenn dies geschehen ist, ein ruhiges Leben beginnen kann. Was fällt an diesem Mann des Gleichnisses auf?

Zunächst heißt es, dass er die Überlegungen, was mit seinem Reichtum gemacht werden könnte, ganz und gar mit sich selbst anstellt. Da findet kein Dialog statt, mit wem auch immer. Ein Monolog mit sich selbst. Das verrät schon sehr viel über diesen Mann. Diese Haltung gipfelt in einer Formulierung, die im Deutschen nicht so richtig wiedergegeben werden kann. Es heißt: „Dann kann ich zu mir selber sagen: Nun hast du einen großen Vorrat, ruh dich aus, freu dich des Lebens“. Hier wird im Text das Wort „Seele“ benutzt: „Dann kann ich zu meiner Seele sagen: Seele, ruh dich aus, freu dich des Lebens“. Wenn Jesus das Wort hier benutzt, will Er die Beschreibung der Haltung des Mannes auf die Spitze treiben: Der Mann meint tatsächlich, das Glück seines Lebens hängt einzig und allein von seinem Bemühen ab. Was für eine Lebenslüge. Und wir wissen: Sie betrifft nicht nur den Mann des Gleichnisses!

Das Finale, der Tod des Mannes, ist demnach nicht als Strafe zu verstehen, sondern offenbart dessen Realitätsverlust: „Du Narr“, sagt Gott, „Dein Leben – Seele! – wird zurückgefordert!“ Was hast Du aus deinem Leben gemacht? Was war dir wichtig? Womit hast du dich beschäftigt? Woran hast du dein Herz gehängt?

Das sind schließlich die Fragen, die dieses Evangelium für mich zu einem „Ferienevangelium“ machen. Es lässt mich darauf schauen, was mir wichtig ist, womit ich mich beschäftige, was mich nicht schlafen lässt – und womit ich auch meine, im Gebet Gott bedrängen zu dürfen?!

Gerade hier resultieren für viele Menschen Frustrationen, da Gott offensichtlich so wenig darauf eingeht, was ihnen doch wichtig ist. Dabei betet der eine oder andere durchaus tüchtig darum, dass der Neubau der „großen Scheune“ auch gelingen mag!

Der Sinn meines Lebens als Christ – worin besteht er? Keine Predigt kann Antwort auf diese Frage geben. Die Antwort ist niemals fertig, jedes Jahr entdecke ich wieder andere Facetten. Das ist das Schöne an Ferien. Das heutige Evangelium jedenfalls legt nahe, dass der Sinn meines Lebens auch damit zu tun hat, vor Gott „reich“ zu sein. Es lohnt sich, in Ruhe und Ehrlichkeit dem nachzugehen, worin mein Reichtum vor Gott besteht. Amen.

Maria Himmelfahrt 2010

Lobgesang

Liebe Schwestern und Brüder,

„aus der wahren Quelle trinken“ – das hat vor einer Woche 1000 Ministranten aus dem Bistum gemeinsam mit weiteren 52.000 aus Deutschland und Europa auf einer Wallfahrt nach Rom geführt. Was für eine Begeisterung war da zu spüren, was für eine Freude! Die Gottesdienste ließen davon etwas erahnen: da ist eine Quelle und es lohnt sich, ihr nachzugehen, zu trinken. Ja und wer daran Geschmack gefunden hat, der bekommt den Mut, dafür auch gegen den Strom zu schwimmen.

In Rom hat nichts Neues begonnen, aber es war eine Bestätigung, ein kräftiger Schub, um Neues zu wagen. Begeisterung, das wissen wir alle, lässt sich nicht konservieren. Wir können davon sprechen, uns erinnern – und Ausschau danach halten, ob es neue Gelegenheiten gibt, wieder diese „Quellerfahrung“ zu machen. Diese Erfahrungen zeigen uns, wie sehr der Glaube, wie sehr Christus das Leben bereichern kann, Farbe schenkt und Profil – und dass es nicht egal ist, ob und wie ich mich Ihm zur Verfügung stelle. Solche Erfahrungen braucht es immer wieder, auch in unseren Gemeinden.

Nicht nur für unsere Ministranten, auch für viele andere ist jetzt wieder Alltag angesagt, mit all den Regeln, die dann gelten. Wird die Begeisterung der letzten Wochen lange nachhallen? Sich ständig „umzudrehen“ ist lästig, wenn es voran gehen soll. Nach vorne schauen, Weitsicht ist doch gefragt, gerade auch in der Kirche – gerade jetzt! Für mich ist gerade das heutige Fest genau das: es betrachtet nicht eine Quelle, aus der alles strömt, sondern eine „Mündung“, es betrachtete, dass das Leben ein Ziel hat, an ein Ziel kommt. Von Maria dürfen wir glauben, dass sie das schon erreicht hat, was wir uns alle erhoffen: Ankommen zu dürfen. Und ein Ziel kann doch genauso anspornen, wie eine begeisternde Erfahrung uns Rückenwind geben kann!

Das heutige Festevangelium spricht aber nicht von einer Himmelfahrt oder Ähnlichem, es spricht von einem Lied. Nicht irgendeinem. Es ist das Lied, das in Maria langsam Gestalt angenommen hat, nachdem ihr der Engel die Botschaft gebracht hatte und sie schließlich ihrer Verwandten Elisabeth begegnet, die ihr jubelnd entgegenkommt. Ein Lied, das den Christen so wichtig ist, dass es an jedem Tag im Abendgebet der Kirche gesungen, gebetet wird. Woran liegt das?

Marias Lied, ihr Jubel, ist bei näherem Hinsehen eine Zitatensammlung aus Schriften des Bundes Gottes mit Seinem Volk. Wer diesen Zitaten einmal nachgeht, der macht eine Entdeckung. Durch den Mund Marias bricht sich Bahn der Dank nach dem Leid der unfruchtbaren Hanna, die doch noch einen Sohn, Samuel, bekommt, nachdem schon alle Hoffnung am Ende war; es bricht durch die zweifelnde Not des Hiob, ob Gott denn wirklich die Niedrigen sieht; es bricht durch die neue Lebensfreude der Lea, der Lebensperspektiven durchkreuzt wurden; es scheint durch die Klage des Volkes Israel, das scheinbar am Boden liegt; es klingt an der Dank König Davids, der eine schwere Zeit durchleben musste.

All dieses Leben, Höhen und Tiefen, bringt Maria ins Lied – mündet in ihre Überzeugung, in ihre Erfahrung: Du, Gott, vergisst nicht, Du denkst an uns, an mich! Wenn die Kirche seit vielen Jahrhunderten jeden Abend dieses Lied singt, betet, dann kann sich jedes Schicksal da hineinfinden, jedes – und jeder soll sich dabei mit Maria an die „Mündung“ führen lassen: du bist treu, Gott, ich weiß es, auch wenn es jetzt so scheint, als habe ich es vergessen!

Dieses Lied an Maria Himmelfahrt bedeutet doch nichts anderes als: mein Leben, wie es ist, ist dem Himmel nicht egal, es hat dort Platz, in allen Farben. Dem Himmel, Gott, darf ich klagen, bitten, fragen, danken, weinen, wütend schreien – ER nimmt es Ernst. Mehr noch! Maria sagt uns, jedem: Du wirst Seine Nähe dankbar erkennen!

Glaubenserfahrungen, wie die in Rom, sind wie an einer frischen Quelle trinken – sie wollen mir Mut machen, das ganze Leben, so, wie es ist, gerade den Alltag, mit Gott in Beziehung zu bringen und dabei nichts auszusparen. Jeder Aspekt menschlichen Lebens darf da hinein. Jeder! Von Maria bekommen wir heute gesagt: aus all dem wird ein Lied, das ausdrückt, wie treu ER ist. Das ist Frohe Botschaft, gerade für die, die momentan den Eindruck haben, mit dem Glauben nur schales Wasser zu trinken. Amen.

Liebe Schwestern und Brüder,

in der heutigen Lesung wird eine klassische Erfahrung von Undankbarkeit und Enttäuschung geschildert: Mose hat sich für sein Volk bis an die Grenzen der eigenen Belastbarkeit eingesetzt, hat darum gerungen, dass es Gott Vertrauen schenke möge, ist dabei über seine eigenen Kräfte hinausgewachsen, musste immer neu ermutigen und zum Durchhalten auffordern - und dann, an der entscheidenden Stelle, wo es zum Bundesschluss des Volkes mit Gott kommen sollte, da wird dem Volk die Wartezeit zu lang! Gerüchte machen sich breit, ein paar Vorlaute nutzen die diffuse Stimmungslage und ein Goldenes Kalb wird errichtet: man kann es sehen, anfassen, es ist konkret - also all das, was ein Mensch in einer unsicheren Situation braucht!

Sehr menschlich wird der Zorn Gottes geschildert und ein vermittelnder Mose - wie sehr hängt er an dem Volk, mit dem er so viel mitgemacht hat. Stoßen wir einmal durch das Vordergründige der Undankbarkeit des Volkes: ein seit langem gequältes und gedemütigtes Volk in der Sklaverei, Traditionen werden gehalten aber Gott scheint so fern. Auf das Wort und wunderbare Zeichen eines Charismatikers - Mose - die Flucht unter Todesgefahr. Sie landen in der Wüste, mit all der Entbehrung, der Unsicherheit, der Angst. Ist das nicht verständlich? Natürlich ist es das - es ist das Wesen der Sünde, sehr verständlich: ich habe Schwierigkeiten zu vertrauen, dass es gut wird, dass ich nicht zu kurz komme, dass ich Gott nicht egal bin. Mose, der selbst erst langsam Vertrauen gegenüber Gott lernen musste, versteht diese Angst. Das führt dazu, dass er sich schützend vor sein Volk stellt.

Wir Menschen teilen miteinander diese Grundangst - theologisch heißt sie "Erbsünde" -, sie gehört zu unserem wunden Punkt und so ist uns daran gelegen, ihn voreinander zu verbergen. Ja letztlich ärgert er uns, denn wir merken: Wir sind abhängig! Wir sind abhängig davon, Vertrauen schenken zu wollen, Vertrauen, das das Leben Sinn hat, dass mein Leben gelingt! Ohne ein Minimum eines solchen Vertrauens ist mir das Leben nicht möglich!

Der religiöse Mensch kann das positiv sehen: Klar ist das so, du bist Geschöpf und es gibt einen Schöpfer, dem du nicht egal bist. Und genau hier ist der Knackpunkt: Stimmt das für mein Leben? Ich kann nicht mehr kindlich vertrauen, so viel ist schon geschehen.

Paulus kann im 1. Timotheusbrief - wir hörten daraus in der 2. Lesung - nur staunen: "Das Wort ist glaubwürdig und wert, dass man es beherzigt: Christus Jesus ist in die Welt gekommen, um die Sünder zu retten!" Wie? Im Evangelium hörten wir es: Er setzt sich mit ihnen zu Tisch, Er lässt Gemeinschaft zu, denn Er möchte locken, Er möchte werben, dass die Abhängigkeit des Menschen, seine Not, Vertrauen zu wollen, wirklich ein Gegenüber hat. Das Bild des "Guten Hirten" schmückte schon in den ersten christlichen Jahrhunderten viele Darstellungen: Ich gehe dir nach, du bist für mich wertvoll, du brauchst keine Angst zu haben.

Wer ärgert sich darüber? Es sind die, die mit Gott lieber ein Vertragsverhältnis hätten: ich gebe dir - du gibst mir, dann sind wir quitt. Letztlich sind es die, die nicht vertrauen wollen, die sich verweigern und daraus auch noch ein System machen. Für diese Haltung des Menschen hat sich der Begriff "Pharisäer" eingebürgert. Seine Sünde besteht darin, gar nicht mehr vertrauen zu wollen, gar nicht daran zu denken, den Schritt in die große Freiheit zu wagen: die Freiheit der Freundschaft zu Christus.

Denn darum geht es - um den Auszug aus dem Land der Sklaverei meiner Angst, dahin, wo ich mich traue, ganz der zu sein, der ich bin. Nicht als vereinzelt Subject einer Spaßgesellschaft, sondern als Jesu Freund, der mich Gemeinschaft mit denen erfahren lässt, die diese Erfahrung teilen.

Diese Gemeinschaft nennen wir Kirche. Es lohnt sich, an diesem Projekt immer neu mitzuwirken. Amen.

25. Sonntag im Jahreskreis C - 2010

Für wen gehst Du?

Liebe Schwestern und Brüder,

in seinen „Erzählungen der Chassidim“ überliefert Martin Buber das Folgende:

In Ropschitz, Rabbi Naftalis Stadt, pflegten die Reichen, deren Häuser einsam oder am Ende des Ortes lagen, Leute zu dingen, die nachts über ihren Besitz wachen sollten. Als Rabbi Naftali sich eines Abends spät am Rande des Waldes erging, der die Stadt säumte, begegnete er solch einem auf und nieder wandelnden Wächter. „Für wen gehst Du?“, fragte der Rabbi ihn. Der gab Bescheid, fügte aber die Gegenfrage daran: „Und für wen geht Ihr, Rabbi?“ Das Wort traf den Rabbi wie ein Pfeil. „Noch gehe ich für niemanden“, brachte er mühsam hervor.

Für wen gehst Du? Das mag eine beiläufige Frage sein, die Antwort ist es nicht, sie ist existentiell. Da drin steckt nämlich: da mache ich mich fest, das gibt meinem Leben Richtung und Ziel, das gibt mir Kraft, wenn der Alltag dunkel wird. Wir Menschen müssen eine Antwort auf diese Frage gefunden haben, sonst ist unser Leben planlos, vor allem: haltlos!

Jugendliche, das legt die neue Shell-Studie nahe, suchen wieder mehr danach, wo sie sich festmachen können, was ihrem Leben Orientierung gibt – und das lässt viele positiv in die Zukunft schauen. Interessant ist: Gewinner sind die, die eine berufliche Perspektive haben, Verlierer, die im Wettkampf von vornherein schlechtere Karten haben. Die Frage dahinter lautet also: Siehst du eine Chance für dein Fortkommen? Wie anders das klingt, wenn gefragt würde: Für wen gehst du? Nicht zufällig wird in der Shell-Studie festgestellt, dass immer weniger jugendliche eine Verankerung im christlichen Glauben finden, wenn sie überhaupt noch getauft sind.

Ist es denn nicht erfreulich, wenn in unserer Gesellschaft wieder mehr junge Menschen eine Chance für ihr Fortkommen sehen? Das ist es natürlich! Aber uns Christen muss es dabei doch auch um die Frage gehen: Für wen gehst du? Um des Menschen willen muss es uns darum gehen! Denn davon hängt viel ab.

Jesus lobt im heutigen Evangelium den ungerechten Verwalter, weil er offensichtlich eine Antwort auf diese Frage gefunden hat und in der Lage ist, in einer veränderten Situation, die für ihn bedrohlich ist, sofort und zielorientiert zu reagieren. Welche Potenziale da in einem Menschen stecken. Toll! Aber: wofür setzt er sich denn ein? Für sich! Ist das in Ordnung? Wozu das führt, merkte schon Amos – und das merken heute auch sehr viele!

Jesus hat Interesse an mir und so rückt Er mir auf die Pelle. Das kann unangenehm sein, denn ich komme nicht darum herum, Farbe zu bekennen: für wen gehst du? Jesus benutzt auch das Wort „zuverlässig“, „treu“ – wem oder was gegenüber bin ich zuverlässig und treu?

Ich bin davon überzeugt, dass jeder Mensch in seinem Leben danach sucht, wo er sein Herz festmachen kann. Das ist menschlich. Ich glaube auch, dass mehr und gerade auch junge Menschen Interesse daran hätten, ihr Herz in Gott festzumachen, wenn sie mehr glaubwürdige Zeugen fänden, die ihnen vorlebten, dass es sich lohnt – es lohnt, weil hier der Sinn meines Lebens gefunden werden kann.

Dass es so wenige Zeugen gibt – und darunter leiden wir ja momentan – hängt das nicht auch daran, dass Gott sich so wenig zeigt, mehr offene Fragen lässt als Antworten gibt? Früher dachte ich, man muss nur vertrauen wollen – heute weiß ich, dass es nicht so einfach ist.

Wie wäre es, als Gemeinde wieder mehr diese Gottesfrage in den Blickpunkt zu nehmen, miteinander Glaubensfragen und Glaubenszweifel zu besprechen, miteinander um Klarheit zu beten. Gerade im Blick auf die jungen Menschen, die noch suchen, sollte es uns ein Anliegen sein. Amen.

26. Sonntag im Jahreskreis C - 2010

Die Gelegenheit beim Schopf packen

Liebe Schwestern und Brüder,
der richtige Zeitpunkt, der Kairos, war bei den alten Griechen eine Göttergestalt. Diese war leicht zu erkennen: Dargestellt war eine Männergestalt, die einen kahlen Schädel hatte – kahl bis auf den dichten Haarschopf auf der Stirn. Dieser Gott Kairos war flink, hatte er doch kleine Flügel an den Füßen. Es galt nun, den richtigen Zeitpunkt, Kairos, nicht zu verpassen: Dies gelang, indem man ihn beim Haarbüschel festhielt, also „die Gelegenheit beim Schopf packte“, wie wir es noch in einer Redewendung sagen. Denn die Gelegenheiten waren und sind flüchtig. Ich habe die Gelegenheit, etwas zu tun, doch wenn ich sie verpasse, kann es ein, dass sie sich nie wieder ergibt. Beides hat Konsequenzen, Folgen, das Tun und das Verpassen.

Die verpasste Gelegenheit, das Entschwinden des Kairos – daran muss ich denken angesichts der heutigen Lesungen, vor allem des Evangeliums. Ich gehe davon aus, dass der reiche Mann des Evangeliums nicht von Grund auf böse und gemein war, dass er die Gebote durchaus kannte und sie bejahte, ebenso die Pflicht zur Armenfürsorge. Aber sein konkretes Tun entsprach diesem theoretischen Wissen nicht. Der arme Lazarus vor seiner Tür, der nicht deswegen ein besser Mensch war oder ist, weil er arm ist, verkörperte die Gelegenheit, die sich dem Reichen oft bot, um etwas zu tun. Er hat sie immer verpasst. Und irgendwann ist es zu spät!

Wird hier wieder gedroht? Christentum und Kirche als Spielverderber? Ein schlechtes Gewissen soll gemacht werden angesichts all dessen, was ich angeblich tun soll – wehe ich genieße mein Leben! Genau darum geht es nicht! Die Frohe Botschaft Jesu zeigt sich darin – und das ist nun wirklich Interesse am Menschen, an mir – dass der Wirklichkeit ins Auge geblickt werden soll und nicht einem schönen Schein, einer gut gemachten Werbekampagne, die mit einem nichts zu tun hat: mit dem wahren Leben! Die Botschaft Christi ist: „Ich habe Interesse an Deinem Leben, Du bist mir nicht egal.“ Ist das nicht wunderbar? Dein Tun – und dein Nicht-Tun – haben Ewigkeitswert. Das muss doch beglücken angesichts einer Welt, in der die meisten von uns doch höchstens eine Nummer sind.

Ja, mein Leben ist bedeutsam, mein Leben hat auch Konsequenzen – für andere. Positive. Aber eben auch negative! Beides ist zu sehen. Aber sehen wir doch vor allem die Chance: durch einen Brief, den ich heute noch schreiben kann, wird ein Missverständnis aus der Welt geschafft, eine Wertschätzung ausgedrückt, die dem Empfänger viel bedeutet; ein Besuch, immer wieder auf die „lange Bank“ geschoben – des Teufels liebstes Möbelstück! – schenkt dem Besuchten neue Lebensfreude und Kraft und beglückt damit mich selbst ebenso; ein aufmerksames und aufmunterndes Wort schenkt neues Selbstvertrauen, das beim anderen etwas angekratzt war; Verzicht auf mein Recht, der mich nicht viel kostet, schenkt einem anderen ungleich mehr. Und und und. Wie viele Gelegenheiten bieten sich, dem Leben zu dienen – und das hat Ewigkeitswert. Gerade dann, wenn ich dem anderen dadurch die liebende Aufmerksamkeit Christi erfahrbar mache! Unglaublich. Und weil es so ist, hat es das „andererseits“ eben auch: all mein Nicht-Tun, Nicht-Wollen, Gelegenheit verstreichen lassen. Ich werde ernst genommen – ist das eine so schlimme Botschaft? Jesu Worte provozieren – ja, es braucht häufig einen solchen An Schub von außen. Der kann ganz verschieden aussehen:

In Rüdesheim feiern wir in diesen Tagen das 10jährige Bestehen der ökumenischen Hospiz-Initiative. Das Engagement, das davon ausgeht, bietet für alle, die mit ihr zu tun bekommen, eine Gelegenheit, sich dem Leben zu stellen. Zum einen ist es die segensreiche Aufgabe, daran mitzuwirken, das „Zeitliche zu segnen“: Ein Abschluss des irdischen Lebens zu finden, Frieden mit sich selbst, Versöhnung mit anderen, Dank für das Geschenk des Lebens zu stiften. Das Sterben als das Zugehen auf den Höhepunkt meines Lebens zu sehen – die Begegnung mit Ihm! Zum anderen ist es aber auch das Bewusstsein meiner eigenen Endlichkeit, die mir vor Augen gestellt wird. Damit wird jeder einzelne Tag bedeutsam, jede Begegnung – es gibt Gelegenheiten, für die ich neu sensibel werde. Das ist nicht wiederholbar.

Wir Christen können einander eine große Lebenskraft sein, wenn wir uns immer wider daran erinnern: an die Kostbarkeit des Augenblicks, die Gelegenheit beim Schopf zu packen, um die Welt in Jesu Geist auf ewig zu verändern. Amen.